

Polaer Tagblatt.

IV. Jahrgang

Pola, Montag, 27. April 1908.

Nr. 905

Druck und Verlag: Buchdruckerei Jos. Krmpotic, Pola.

Verantwortlicher Redakteur: Hugo Dubel, Pola.

S. M. S. „Erzherzog Ferdinand Max“.

Nicht das neue Schlachtschiff meine ich, das jetzt im Verein mit den beiden andern der Erzherzogklasse als Stolz unserer Flotte im westlichen Mittelmeer kreuzt. Ich rede vom alten „Ferdinand Max“, dem einstigen Flaggschiff Tegetthoffs vor Lissa, das jetzt als Bequartierungsschiff draußen in Fissella liegt. Wie lange noch, und es wird heißen: gelegen ist. Denn es ist zur Demolierung bestimmt und soll aus dem Bestand der Flotte gestrichen werden.

Das ist nun freilich der natürliche Wandel der Dinge, der bei uns ohnehin viel zu langsam fortschreitet. Noch immer sind die Neubauten in unserer Marine erst Ersatzbauten! Lang genug hat es gedauert, bis an Stelle der alten Schiffe der Lissa-Flotte moderne getreten sind. Daß die alten Schiffe verschwinden, wird niemand bedauern. Und doch: sollte man nicht in diesem einen Falle eine Ausnahme machen können? Ja, ich möchte gern dem alten Flaggschiff von Lissa das Wort reden: denn wenn auch sein Name übergegangen ist auf einen stolzeren Nachfolger, alles, was an Erinnerung, an Stolz und Freude und Ruhm sich an den Namen knüpft, bleibt doch untrennbar verbunden mit dem altersmüden, nun der Vernichtung geweihten Schiffskörper. Das läßt sich eben nicht übertragen, weil es mehr als ein Name, weil es Geschichte ist.

Wie oft, wenn auf Schiffen Fremde vorüberfahren am alten „Ferdinand Max“ wurde ihnen in herzerhebendem Stolz das Schiff gezeigt. „Das ist der „Ferdinand Max“, Tegetthoffs Flaggschiff vor Lissa, das den „Re d'Italia“ in den Grund gebohrt hat“, so klang es wohl von erklärenden Lippen. Das klang doch gewiß besser, als wenn man nun sagen wird: „Das ist das neue Schlachtschiff „Ferdinand Max“, der Ersatz für das alte Flaggschiff Tegetthoffs.“ Leicht möglich, daß sich dann zuweilen eine neugierige Frage auf die Lippen drängt, wo denn das alte Schiff sei. Man wird dann achselzuckend Auskunft geben, daß es den Weg alles Irdischen gegangen ist.

Ich weiß wohl, daß viele sich daran nicht stoßen, weil sie eben im Verschwinden des Alten und im Auftauchen des Neuen den natürlichen Lauf der Dinge erblicken. Aber ich könnte diese Auskunft ohne ein Gefühl tiefer Beschämung nicht geben; ich fühle zu lebhaft mit jenen andern, die in diesem Falle das Verschwinden des Alten schmerzlich empfinden. Mir schlug das Herz, als ich zum erstenmal den alten „Ferdinand Max“ sah, und ich blickte in ehrfürchtigem Schauer zu dem alten Schiff hinüber. Wurden doch all die glänzenden Bilder in meiner Seele wach, an denen sich einst des Knaben Herz berauscht hatte, heldenhafte Tapferkeit und Treue bis in den Tod, leuchtender Stolz und des Vaterlandes hell strahlender Ruhm. Das war das Schiff, das den Helden in die Schlacht trug, das den starken Gegner niederwarf, das der staunenden Welt Kunde gab von Oesterreichs Seemacht, nun das ehrwürdige Denkmal des uralten Wahrwortes, daß dem Tapferen der Sieg winkt. Vielen ist es gewiß ergangen wie mir. Und viele werden wie ich sich fragen, ob denn nicht zu teure Erinnerungen sich gerade an dieses Schiff knüpfen, als daß man es so ganz ohne Wimperzucken dem Untergang weihen dürfte.

Gewiß, man kann nicht alle alten Schiffe aufbewahren; aber hier, dünkt mich, sollte man sich fragen, ob man dieses Schiff zerstören darf.

Nicht in allen Landen verzichtet man so leicht auf ein Denkmal vaterländischen Heldentums. Wer nach England kommt, kann heute noch, sorgfältig bewahrt und behütet als ein teures Andenken an eine große Zeit und einen großen Mann, Nelsons „Victory“ bewundern. Ich dünkte, daß uns das Flaggschiff Tegetthoffs nicht weniger teuer sein sollte, daß es uns nicht genügen dürfte zu wissen, daß sein Name in der Flotte bestehen bleibt, sondern daß uns daran gelegen sein müßte, dieses Wahrzeichen zu erhalten, das uns nichts geringeres bedeutet als die Wiege des Ruhmes unserer Seemacht. In einem anderen Staate hätte sich längst ein Volksvertreter gefunden, der für die Erhaltung eines solchen Wahrzeichens, wie es unser „Ferdinand Max“ ist, eingetreten wäre. Findet sich bei uns niemand, der diese Pflicht auf sich nehmen will? Freilich, wir

zanken und streiten und im Gelärm und Geschrei unserer politischen Fehden achten wir nicht darauf, daß wieder einmal ein Stück Vergangenheit versinken soll, wie wir sie größer und glanzvoller nicht allzu reichlich haben. A.

Die staatlichen Gebäude von Pola.

Reichskriegshafen der Monarchie! Eine Stadt, die staatliches Gepräge trägt, in der Millionen von Steuergulden zusammenfließen und in die so mancher Fremde Einkehr hält, um die Einrichtungen eines der wichtigsten Orte des Reiches kennen zu lernen. Ein schönes Bild werden wir Oesterreicher bei solchen kritischen Revuen wohl kaum hinterlassen, denn vornehmlich jene Gebäude, in denen die Anstalten des Staates untergebracht sind, sind im Typ jener Denkwürdigkeiten Polas gehalten, deren miserabler Zustand ein Dokument historischer Vergangenheit bildet und deshalb ehrwürdig ist. Natürlich fällt bei den „Staatsgebäuden“ alle Ehrwürdigkeit hinweg.

Mit dem Postgebäude sollte diese kleine Uebersicht gar nicht beginnen. Jedermann weiß es, das dieses Haus geradezu ein Beispiel dafür ist, wie man Postämter nicht unterbringen soll. Aber trotzdem: der Kontrakt, mittelst dessen der Staat bis jetzt verpflichtet war, für ein Mäuse- und Mattenquartier jährlich viele tausende von Kronen zu zahlen, läuft in der nächsten Zeit ab. Und noch immer wurde nicht dafür Sorge getragen, daß zu gelegener Zeit Ersatz geschaffen werde. Wenn nächstens das Abkommen abgelaufen sein wird, dürfte sich die Staatsverwaltung zum Gaudium kleiner, pfiffiger Geschäftsleute in der biblischen Rolle des Patriarchensohns befinden, der wegen eines Vinsengerichtes in die allgemein bekannte unangenehme Situation geriet. Dann werden die Baugründe, überhaupt die notwendigen Bedingungen nicht unter den verhältnismäßig bequemen Modalitäten von heute erhältlich, beziehungsweise erfüllbar sein. Es hat ferner allen Anschein, als wollte die Staatsverwaltung abermals an dem Prinzip der Miete festhalten. Daß für das Geld, das jährlich für Miete gezahlt wird, ein komfortabler Bau unter allmählig tilgbaren Bedingungen errichtet werden könnte, ist schon einmal gesagt worden. Jeder kleine Handelsmann begreift die Vorteile eines solchen Geschäftes; der Großkaufmann Staat wird sich ihnen gegenüber wohl kaum ablehnend verhalten können. — Soviel über die Post...

Das hiesige kaiserlich-königliche Bezirksgericht ist ein würdiges Gegenstück des Postgebäudes. In Pola liegt das Bauwesen überhaupt auf einem sehr kranken Vungenflügel (es sei gestattet, die Bitate eines berühmten Dichters zu mißbrauchen!), denn die Einheimischen lassen es auf diesem Gebiete in ästhetischer und hygienischer Beziehung kaltblütig darauf ankommen, daß sich die vielzitierten ahnungslosen Ahnen im Grabe hin- und herdrehen müssen, nachdem sie im Geisterfluge die altehrwürdige Pietas-Julia aufgesucht hatten. Angesichts dieser Ignoranz müssen wir erkennen, daß es um dieses Gerichtsgebäude sehr schlecht bestellt sein muß, wenn selbst der „Giornaletto“, der offizielle Vertreter jenes Ignorantentums, wahrnimmt, daß das Bezirksgericht decorumswidrig logiert. Der „Giornaletto“, der noch nie über eine Vicolo della Bissa und so manches andere Gäßchen geschrieben hat, in dem Schmutz, Krankheitsstoffe und soziales Elend sich häufen, der, gewissermaßen ein Anwalt des national-liberalen Wettergottes, das Versagen städtischer Quellen, den Zustand verregneter Straßen stets entschuldigt hat, er griff unlängst aus dem Wust baulichen Elends das Bezirksgericht heraus, und — zur (seltenen) Ehre des Blattes sei es gesagt — er hat Recht gehabt, wenn er das tat. Dieses Gebäude mit seinen schmutzigen, voll ekelhafter Gerüche erfüllten Gängen, den kahlen, an Gefängniszimmer erinnernden Amtsstuben macht einen außerordentlich kläglichen Eindruck. Komfortabel brauchen ja solche Räume nicht ausgestattet zu sein. Aber so außerordentlich häßlich und laßl wie hier brauchen sie doch auch nicht zu sein. Wenn dieses k. k. Gerichtsge-

bäude und seine Räumlichkeiten verglichen werden mit den Palästen und ihren Zimmern, die sich in weit kleineren, im Verhältnis betrachtet bedeutungslosen Städten der Monarchie befinden, so fehlt überhaupt jeder Maßstab der gegenüberstellenden Beurteilung. Auch dieses Gebäude sollte also in absehbarer Zeit durch ein anderes, zweckentsprechendes ersetzt werden.

Wenige Gebäude ausgenommen — auch die anderen staatlichen Behörden sind nicht würdig untergebracht. Die künftige Staatspolizei, die rund 200 Mann zählen wird, dürfte kein zweckentsprechendes Heim finden. Bis jetzt sind keine besonderen Vorkehrungen getroffen worden. Daraus kann geschlossen werden, daß auch hier an dem System der Zusammenpferchung in ungenügende, daher luftlose, krankheits-erregende Räumlichkeiten festgehalten werden soll.

Rechnunglegung der Giunta.

Vor etwa zwei Jahren wurden von der Giunta amministrativa die ersten Anstalten zur Einführung jener „selbständigen Steuer für Wein“ getroffen, deren Ertrag vornehmlich der Kommune zugute kommen sollte, heute aber hauptsächlich dem bekannten Consortium zugute kommt. Damals wurde die Einführung der Steuer u. a. auch mit der dringenden Notwendigkeit motiviert, folgende Arbeiten unbedingt durchführen zu müssen: a) einen Zementkanal, der von der Kreuzungsstelle der Via Ercole und Via Dante durch die Via Dante, Sissano, Veseghi bis zum Kanal des Prato grande führen sollte (Kosten 30.000 Kronen). b) Kanalisation in der Admiralsstraße (Kosten 18.000 Kronen). c) Kanalisation der Via dell'Uppedale (Kosten 18.000 Kronen). d) Herstellung der Via Promontore vom Verdiplage bis zur Kreuzungsstelle der Via Bergerio und Carlo Defranceschi (Kosten 9000 Kronen). e) Eröffnung der Via Carlo Defranceschi durch die Via Promontore und Via Juliani (Kosten 13.000 Kronen). f) Erweiterung und andere Erfordernisse der Via Verubella (Kosten 3000 Kronen). g) Herstellung der Via Monte Castagner, Bau einer Abgrenzungsmauer (Kosten 6100 Kronen). h) Bau einer Stiege nächst der Arena (Kosten 12.000 Kronen). i) Bau einer Stiege in der Via Stancovich zwischen dem Savardoplatz und der Via Lacea (Kosten 2000 Kronen). j) Bau einer Stiege zur Verbindung der Via Dignano mit der Via della Stazione (Kosten 8000 Kronen). k) Fortsetzung der Stiege in der Via al Monte (Kosten 6000 Kronen). Diese „dringend notwendigen“ Arbeiten, deren Bewältigung nur durch die Einführung der Weinsteuer ermöglicht werden konnte, sind hier nur in Schlagworten erwähnt, weil es sich in diesem, die Rechnunglegung der Giunta behandelnden Artikel lediglich, wie man später sehen wird, um die Summen handelt. Das Gesamterfordernis für diese Arbeiten betrug 125.000 Kronen, es war im städtischen Voranschlage vom Jahre 1906 enthalten und genau präzisiert. Die Weinsteuer wurde akzeptiert. Dagegen sind die Arbeiten, die von den durch die Steuer einfließenden Mitteln laut Budget bestritten werden sollten, nur zum geringsten Teile, und zwar folgendermaßen durchgeführt worden: 1. Statt des sub b erwähnten Projektes (Kosten 18.000 Kronen) wurden lediglich die Gehwege der Admiralsstraße reguliert und mit Randsteinen eingefast. Diese Arbeiten dürften etwa 9000 Kronen beansprucht haben. 2. Die sub f verzeichneten Arbeiten wurden durchgeführt. Die Kosten beliefen sich auf etwa 3000 Kronen. 3. Statt der Stiege in der Via Stancovich (sub i) wurde nur das Terrain planiert; diese Arbeiten dürften etwa 1000 Kronen erfordern haben. 4. Stiege zur Verbindung der Via Dignano mit der Via della Stazione 8000 Kronen. Gesamtausgaben 21.000 Kronen. Von dem im Budget pro 1906 veranschlagten 125.000 Kronen blieben also 104.000 Kronen zurück.

Im Budget vom Jahre 1907 ist dieser Restbetrag von 104.000 Kronen nicht auffindbar. Dafür aber kommen jene Projekte, für deren Durchführung im Jahre 1906 doch schon die nötigen Summen bewilligt wurden, teilweise im Voranschlage pro 1907 noch einmal vor, die Beträge dafür

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Montagsausgabe des
„Polaer Tagblattes“.

Schloß Falkenhorst.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

So erregt hatte Ferdinand den Vater noch nie gesehen. Er stürzte dem Davoneilenden nach, ihn zurückzuhalten, um ein ruhiges Wort mit ihm zu sprechen. Umsonst, schon winkte der alte Aristokrat einer Droschke und wenige Sekunden später sah sein Sohn ihn nicht mehr.

Ferdinand kannte wie toll in seinen Gemächern umher. Eine so harte Liebesprobe hatte er denn doch nicht erwartet. Auf Reichtum, Rang und Ansehen verzichtete, um eines Mädchens willen? Das war stark. Und dennoch, in dieser Stunde wenigstens war seine Liebe wahr und allgewaltig.

„Und sollte ich als einfacher Arbeiter ein Hungerdasein fristen, ich bleibe meinem Frischchen treu!“ das sagte er nach banger Minuten ernstlichen Ringens laut vor sich hin. Es drängte ihn, gerade in seiner augenblicklichen Gemütsverfassung den Freund aufzusuchen, den er bestimmt seiner Meinung wußte. Doch als er in die Straße einbog, in welcher Wilhelm wohnte, stieß er auf den Forstassessor Walthher.

„Ah, Sie hier, Freundchen?!“ rief derselbe lebhaft, Ferdinand die Hand reichend. „Wollte eigentlich gerade zu Ihnen.“



Ein interessantes Beispiel für Mimikry: Das wandelnde Blatt, *Phyllium sicellifolium*, auf Blättern sitzend.

(Mit Text.)

öffnete mit tiefer Verbeugung die Türe und die beiden guten Bekannten nahmen in einer der Nischen am Fenster Platz.

Dienstfertig erkundigte sich ein Kellner nach den Wünschen der ihm nicht unbekannteren noblen Gäste, und bald fühlte man

sich behaglich in dem splendit eingerichteten Raum. — Durch die mit wertvollen Glasmalereien in mittelalterlichem Stil ausgestatteten mächtigen Fensterscheiben konnte Ferdinand bequem hinüberschauen zu dem verräucherten alten Giebelhause, in dem sein Freund das Oberstübchen bewohnte, an dessen Fenster zwei schneeweiße Gardinen als einzig Sauberes zu dem luxuriösen Hotelgebäude, dem Verkehrstotal der Vornehmsten der Residenz, demütig und verächtlich hinüber lächelten.

„Ist ja eine fatale Sache, die Sie da mit dem alten Herrn vorhatten,“ sprach Walthher jetzt, das lede Schnurrbärtchen bürstend. „Traf den Herrn Papa nämlich bei Herder, wo er sich in einer Partie Whist Zerstreung suchen wollte. Oberst Kalkstein ist auch dort.“

„Ich glaubte, Sie kämen soeben schachmatt vom Amt? Waren also schon bei Herder?“ wandte Ferdinand ein.

„Nur so im Vorbeigehen auf zwei Minuten, da mein Reitpferd dort steht. Hörte aber trotzdem die ganze Geschichte.“

Ferdinand sprang auf und durchmaß ein paar Mal mit langen Schritten die weite Halle. „Hm, dann will ich gleich per Droschke zu Herder!“ rief er nun hastig aus, vor Walthher stehen bleibend. „Ich glaubte, Papa wäre sofort heim gefahren.“

„Aber Freundchen, beruhigen Sie sich doch! Um Gottes willen, bleiben Sie hier! Hat ja keinen Zweck! Hab' schon für Sie die Lanze gebrochen. Wird alles gut werden. Lassen Sie nur! Habe mit Ihrem Papa die Sache besprochen.“

„Ach was, so im Vorbeigehen? Brauche übrigens auch nicht immer einen Vormund, bin alt genug, um meine Sachen allein zu verfechten!“ brauste der Leutnant auf.

„Recht so! Unbarm ist der Welt Lohn! Ich habe als Freund gehandelt, lieber Falkenhorst, nicht, um die Rolle eines Vormunds zu spielen. Die überlasse ich Würdigeren, die mehr Einfluss auf Sie zu haben scheinen als eine offene Natur.“

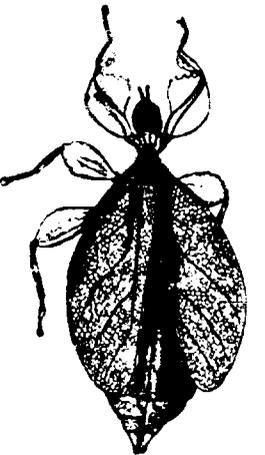
„Lassen Sie das, Walthher! Ich befinde mich in höchst reizbarer Stimmung. Lassen Sie jegliche Anspielungen auf meinen Freund Winkler! Ich wünschte, er wäre hier. Ich möchte zu ihm schiden und ihn rufen lassen.“

„Wäre mir äußerst angenehm,“ sprach Walthher mit unveränderter, freundlicher Miene. Er scheint mir ein recht kluger, praktischer Mensch zu sein.“

Wieder durchmaß Ferdinand das Zimmer. Dann schien er ruhiger geworden. Jedenfalls setzte er sich, sein Glas ergreifend, mit friedfertiger Miene an den Tisch und sagte kurz in etwas heiferem Ton: „Arger beiseite! Reden wir kein Wort mehr davon. Weiß, was ich zu tun habe.“

Da raufte etwas wie ein schweres Gewand an den beiden vorüber, während sie gerade einen tiefen Schluß taten. Eine große, majestätische Frauengestalt von wunderbar ebenmäßigen, selten schönem Wuchs war das.

Jetzt nahm sie drüben an einem Tischchen Platz und verlangte die Zeitungen. Ferdinand sah ein schönes Gesicht mit frischen



Das wandelnde Blatt, *Phyllium sicellifolium*.

(Mit Text.)

Lippen, zarten, rosigen Wangen und ein paar tiefblauen Augen, die in diesem Moment gerade fest und durchdringend auf ihn gerichtet waren. Uppiges, dunkelbraunes Haar stahl sich unter dem hochmodernen, breittrempigen Federhut hervor, und eine kleine, fast zu kleine, blendend weiße Hand mit einem funkelnben Diamant-ring, suchte es mühsam zu ordnen.

„Kellner, wer ist die Dame?“ fragte Ferdinand, den eben die geleerten Gläser holenden jungen Burschen, nach seiner Meinung recht leise.

„Das ist ja die Gräfin, die hier oben wohnt.“

„Die Gräfin?“

„Ja, die ist seit vorgestern hier. Ist eine junge Witwe und wohl sehr reich, denn sie hält zwei Josen und einen Diener und bewohnt sieben Zimmer.“

„Ah — und der Name?“

„Weiß ich nicht, Herr Leutnant. Doch — werde fragen.“

Bereitwillig eilte der Kellner von dannen.

Diese seltenen Augen verwirrten Ferdinand ganz. Er wagte ihrem Feuerblick kaum zu begegnen. Da entgleitet dem zierlichen Handgelenk der schönen Gräfin eben ein prachtvolles goldenes Armband und rollt gerade dem Tisch der beiden Herren zu. Blitzschnell hebt der Leutnant es auf. Nur eine Sekunde staunt er die herrlichen, kunstvollen Gravuren und wertvollen Steine, sowie ein ihm nicht unbekanntes grüßliches Wappen darauf an. Dann übergibt er den Schmuck mit tiefer Verbeugung der eleganten Dame, die mit etwas fremdländischem Akzent ausruft:

„Tausend Dank, mein Herr! Welch ein Glück, daß es nicht verloren ging! Ist mir ein wertvolles Andenken.“

„Ein Prachtstück, Gnädigste! Habe ein ähnliches Kunstwerk noch nicht zu bewundern Gelegenheit gehabt.“

„Verzeihung, Herr Leutnant,“ sprach die Gräfin da mit allerliebstem Augenaufschlag, „habe ich nicht das Vergnügen, in Ihnen den Sieger im großen Rennen, das hier vor zwei Jahren stattfand, wiederzusehen, den damals so viel bewunderten Herrn von Falkenhorst?“

Ferdinand errötete leicht, verbeugte sich und erwiderte etwas verlegen: „von Falkenhorst ist mein Name; hatte damals allerdings die Ehre, mit meinem Bombardier den ersten Preis zu erringen. Doch durfte ich nicht ahnen, daß Gnädigste sich heute noch meiner entsinnen würden, zumal ich nicht einmal wußte, daß sich unter der Schar meiner Bewunderer und Bewunderinnen — nun, ich will mich jeglicher Schmeichelei enthalten. — Möchte nur um den Vorzug bitten, den Namen meiner hohen Gönnerin zu erfahren.“

„Ich bin die Gräfin Editha Ritenburg,“ antwortete die schöne Frau kofelt. „Habe übrigens famose Ohren, weswegen ich Sie schon vorhin nach meinem Namen fragen hörte.“

„Frau Gräfin sind doch nicht etwa? — Aber natürlich, gnädigste Gräfin sind die Witwe jenes — alten Herrn, der ein Jugendfreund meines Vaters war und dessen Bekanntschaft ich damals gelegentlich des Rennens gemacht, ohne zu ahnen, wer die Gattin dieses kränklichen, sorgenvollen Herrn wäre.“

„Schon recht,“ bemerkte die Gräfin, sich bequem in das Polster des Sofas zurücklehnd. „Musste nämlich meinen Gatten treulos verlassen an jenem Tage, um zu einer sterbenden Kranken, aber heute noch lebenden Freundin, zu eilen. Konnte daher an dem glänzenden Kasinoall der Garde-Husaren leider nicht teilnehmen. Doch lassen wir das. Also ein Sohn von meines verstorbenen Gatten intimsten Jugendfreund sind Sie! Ei, das berührt mich angenehm! Darf ich Sie bitten, Herr von Falkenhorst, hier Platz zu nehmen.“

„Zu viel Ehre! Werde mir gestatten, gnädigster Gräfin auch meinen guten Bekannten, den Forstassessor Walthers, vorzustellen.“

Walthers näherte sich dienernd und hatte, als ihn die Gräfin ebenfalls bat, Platz zu nehmen, nur die devote Erwiderung: „Falls meine Anwesenheit wirklich nicht störend, so weiß ich die Ehre zu schätzen.“

Nun eilte der Kellner mit wichtiger Miene, die frischgefüllten Gläser auf dem Tablett herbei, machte, als er die beiden Gäste am Tisch der Gräfin sah, ein recht dummes Gesicht und stuzte.

„Nur hierher damit!“ ließ die schöne Dame ihre etwas tiefe, aber recht klangvolle Stimme ertönen. „Nuch für mich einen Schoppen dieses edlen Gebräus.“

Eine Stunde später empfahl sich Walthers. Er wußte, denn er war ein kluger Menschenkenner, daß jenes Weib, dessen Geschichte er kannte, den leichtsinnigen Ferdinand bereits heute vollkommen gefesselt. Er stellte denn, als er auf seiner braunen Fuchsstute heimtrabte, so seine Betrachtungen aller Art an, wie er zu tun pflegte, wenn er allein war. Ferdinand wäre, da ihm ernstliche Erziehung fehlte, ein willenloses Spielzeug jeglicher äufseren an ihn herantretenden Gewalt, trotz guter und edler Veranlagung. Er würde also auch der Macht, die jene Venus besaß, erliegen.

Und dann — Frischchen? — Schon heute wollte er dafür sorgen, daß der alte Herr von Falkenhorst in unauffälliger und geschickter Weise auf die Gräfin Ritenburg aufmerksam gemacht würde.

Erst als die große Halle des Hotels mit Gästen überfüllt war, verabschiedete Ferdinand sich von der Gräfin, die ihm das imposanteste Weib der Welt dünkte.

„Also, Herr von Falkenhorst, es bleibt dabei,“ sprach die schöne Frau, nachdem der Leutnant ihr die schmale, weiße Hand geküßt, „in den nächsten Tagen sehe ich Sie in Ihrer Stammburg wieder.“

Dabei leuchtete in den dunkelblauen Augen der Gräfin das Feuer einer heißen Leidenschaft und Ferdinand fand in seiner Verwirrung und in dem Gefühl, sein Herz im Sturm besiegt zu wissen, nur die kurze Entgegnung: „Wird mir eine Sonne sein!“ Dann verbeugte er sich nochmals und ging.

Ein leichter Sprühregen nekte Ferdinands glühendes Gesicht, als er die Straße wieder betrat. Da durchrieselte es ihn eisigalt wie im Fieber. Er zog den Kragen seines Mantels hoch und eilte, nachdem er eine Minute lang geschwankt, ob er Wilhelm jetzt noch besuchen sollte oder nicht, mit großen Schritten seiner Wohnung zu. Ja, er mußte ernstlich krank sein, denn seine Gedanken waren so verwirrt, als lehrte er nach einem nächtlichen Gelage trunken heim. Etwas von der Macht der Hypnose mußte das schöne Weib besitzen, denn er war gebannt von ihr, er konnte sich der Fesseln nicht entledigen, die Gräfin Ritenburg in der kurzen Zeit um seine Seele geschlungen.

Allmählich wurde es klarer in seinem Hirn, er vermochte wieder zusammenhängend zu denken. Frischchens helle Lichtgestalt trat vor sein geistiges Auge wie ein hehres Engelsbild, das ihn befreien wollte von der Macht der Sünde.

„Ich bin ein erbärmlicher Schwächling,“ murmelte er da, die Zähne fest zusammenbeißend. „Ich bin ein Chrolofer, weil ich nur einen Augenblick vergessen konnte, daß mein Wort mich bindet.“

Dann aber fiel ihm der Austritt mit dem Vater wieder ein, und das Los eines Verstoßenen dünkte ihm doch gar so hart. Was hätte denn Frischchen von einem Manne, der sie kaum ernähren könnte, der ohne Stellung wäre?

Wüßte er nicht auch auf den Vater Rücksicht nehmen? Was würde die kluge, geistreiche Gräfin ihm raten? Ha, gluckenhell tönte ihm die Antwort in die Ohren: Nur kein Philister sein! Das Leben ist kurz, darum ein Tor, wer es nicht genießt!

Doch Ferdinand schenkte dieser Stimme kein Gehör. Ein ehrliches Ringen war es, das ihn an diesem trüben Abend fast zur Verzweiflung brachte. Und das Edle in seiner Natur siegte. Er schrieb, als er nach langer Wanderung heimgekehrt, an Frischchen einen umfangreichen Brief voll Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und wirklicher Liebe. Alles, alles sollte sie wissen, auch was der Vater gesagt, sein Zusammentreffen mit der Gräfin, sein Kämpfen und Ringen, alles ganz genau. Vielleicht hätte er besser getan, heute abend nicht mehr zu schreiben, denn seine Nerven waren zu sehr erregt und manches würde er am nächsten Morgen geändert haben in dem sehr langen Schriftstück.

Genug, er versiegelte den Brief und raunte, trotzdem der stets dienstfertige Johann sich bereitwilligst erbot, jenen zur Bahn zu bringen, damit er noch mit dem nächsten Zuge befördert werden könnte, selber in die regnerische Nacht hinaus.

Der Diener, ein schon bejahrter Mann von laienfreundlichem Wesen und spitzbüßischer Verschlagenheit, schaute seinem Herrn kopfschüttelnd und mit dem Ausdruck des Verdrusses auf dem leberartigen, glattrasierten Gesicht nach, bis derselbe um die Straßenecke bog.

„Also für dieses Mal ist's nix,“ murmelte Johann, ins Wohnzimmer zurückweichend, um durch einen tüchtigen Schluck aus der Kognakflasche, die auf dem Büfett stand, seinen Arger zu vertreiben.

Diese „redliche Seele“, wie Ferdinand in seiner arglosen Art den „Obersten“ seiner Bedienten zu nennen pflegte, hatte schon dem alten Herrn von Falkenhorst gedient, als derselbe noch mit unzerütteter Lebenskraft den Becher der Lust zu leeren vermochte. Damals war Johann der Vertraute seines Herrn geworden. Jetzt durfte er sich nicht nur als solchen, sondern auch als guten Freund des jungen Herrn von Falkenhorst betrachten. Ach, er wußte so manches, er kannte so viele Geheimnisse von Vater und Sohn, daß ihm deren Wohlwollen für Lebenszeit gesichert war.

Heute, als Ferdinand sich nach der aufregenden Szene mit dem Vater, welche die „redliche Seele“ genau belauscht, entfernt hatte, war diese dem alten Herrn nachgeschlichen, um ihm süßen Trost zu spenden in dem bitteren Herzleid um den enttarteten Sohn.

„Ist nur ein kurzer Rausch, gnädigster Herr! Wird alles wieder ins richtige Geleise kommen. Werde tun, was ich tun kann.“ Das hatte er dem Schloßherrn zugerannt.

„Um, alter Schlauberger,“ war von Falkenhorsts Antwort ge-

wegen, „vielleicht, doch dürfte das noch manchen Kampf kosten. Könntest mir übrigens, da du doch alles gehört und in die fatale Geschichte eingeweiht bist, behilflich sein, den verlorenen Sohn auf den rechten Weg zurückzuführen, indem du die Briefe von Friederike einfach unterschlägst und mir auslieferst. Du holst ja stets die Postfächer ab. Ebenso trägst du meines Sohnes Liebesbriefe ja gewöhnlich zur Post. Achte auch bei diesen genau auf die Adresse und verschaffe mir die für Friederike bestimmten. Für jeden Brief bekommst du ein Goldstück, alter Fuchs.“

„Große Gnade, siehe Euer Gnaden in allem treu zu Diensten und in dieser Sache mit ganz besonderem Eifer, da es sich um ein gutes Werk handelt.“

„Also gut! Bleibt dabei!“

Das waren des Schloßherrn letzte Worte gewesen. — Ein Goldstück war der „biederer Seele“ nun also verloren gegangen. Das verbroß sie. Doch fand sie bald wieder Trost, teils im vorzüglichen Kognak des Herrn Leutnants, teils in der Hoffnung auf weitere Liebesbriefe. — — — — —

Am nächsten Tage stattete der Forstassessor Herrn von Falkenhorst wieder einmal einen Besuch ab. Der Schloßherr kam natürlich bald auf die gestrige Affäre zu sprechen und bat ihn, doch seinen Einfluß auf Ferdinand geltend zu machen, um den Unglückseligen von der größten Torheit, die er überhaupt begehen könnte, abzuhalten.

Darauf zündete Waltherr lächelnd die ihm vom Diener soeben präparierte Zigarette an, zuckte die Achseln und sagte: „Ja, was könnte ich daran ändern? War gestern nachmittags übrigens mit dem Leutnant zusammen und gewann durchaus nicht den Eindruck, daß derselbe sein Herz bereits verherbt. Der Gräfin Ritenburg gegenüber, die ich im goldenen Adler, wo ich nach unserem Zusammentreffen mit Ihrem Sohn einen Schoppen trank, nach zwei Jahren wieder sah, schien es mir ganz und gar nicht ein ernster Bräutigam zu sein. Oder diese Dame hat ihn mit ihren alles bezaubernden Blutaugen zur Besinnung gebracht.“

„Was sagen Sie! Die Ritenburg — ist da?“ rief der Schloßherr mit weitgeöffneten Augen aus. „Das wäre ja famos! Dieses Prachtweib — Donnerwetter — das könnte die einfachste Lösung werden! Da muß ich ihr heute noch meine Aufwartung machen und sie, die Witwe meines intimsten Jugendfreundes, zu Gast laden. Kann ja gar nicht anders sein.“

Mit diesen Worten sprang der sonst in seinen Bewegungen so gemessene und gravitatische alte Herr wie ein Jüngling voll Feuer und Liebeslust von seinem Sessel empor und rannte im Zimmer umher, als gelte es ein herrliches Ziel im Sturmschritt zu erreichen.

Der Forstassessor empfahl sich, um mit dem Verwalter noch über ein zu erledigendes Holzgeschäft zu sprechen.

Hellwig empfing ihn mit betrübter Miene und machte den Eindruck eines tiefgebeugten Mannes. Dem waderen alten Herrn war es der Aufregung zuviel gewesen in den letzten Tagen, als daß er heute die ihm sonst eigene Höflichkeit dem Assessor gegenüber hätte wahren können. Er empfing ihn also ziemlich kühl, fast barsch, und sprach über die Geschäftssache in so bestimmtem Ton, als hätte er irgendeinen Wucherer vor sich.

Waltherr verbroß das indessen scheinbar absolut nicht, er blieb lebenswürdig, wie er es immer zu sein pflegte. So ganz wie von ungefähr fragte er denn auf einmal: „Und Sie haben Ärger gehabt, mein lieber Herr Hellwig? Hörte drüben auf dem Schloß von der Sache.“

„Allerdings,“ erwiderte der alte Beamte mit etwas zitternder Stimme. „Nur dürfte das Wort Ärger ein wenig zu schwach als Bezeichnung für das sein, was man mir zugefügt hat.“

„Aber guter Herr Hellwig, wie können Sie denn nur so — verzeihen Sie meine Dreistigkeit — so kleinmütig sein?! Ihr liebreizendes, kindlich unschuldiges Töchterchen kennt doch das Leben noch nicht! Sehr natürlich die ganze Sache! Ferdinand ist eben — seine edlen Eigenschaften in Ehren! — ein großer Windbeutel und er hat es in der Minute, als er Frischens von Liebe sprach, gewiß ehrlich gemeint. Aber denken Sie doch selber einmal ernstlich über die Sache nach! Ich weiß, Sie sind Ihrem Herrn treu ergeben.“

„Ja, das bin ich, und das war ich! Und dafür ernte ich als Dank, daß mein Kind, mein einziges, wahres irdisches Glück, dem Sohn meines Herrn gut genug erscheint als Spielzeug für eine — Laune.“

„Aber, Herr Hellwig, das ist gewiß ärgerlich, doch durchaus nichts so Ungewöhnliches! Machen Sie sich doch keine Sorgen. Ich kenne Ihr Töchterlein; das Frischchen ist eben, weil es sein kindlich Gemüt noch so ganz rein bewahrt, in diesem Punkte nur ein Kind. Ich mache ihr keinen Vorwurf und ich weiß, daß sie, wenn sie erst ein paar Jahre älter geworden, aus vollster Überzeugung sprechen wird: ‚Vater, du hattest recht! Dir danke ich es, daß

ich jetzt wieder ein glückliches Geschöpf bin.‘ Und auch der Herr Leutnant ist schließlich nicht zu verdammen. Berücksichtigen Sie sein Temperament, seine ganze verkehrte — ich möchte sagen, verrückte Erziehung!“

„Danke für Ihren Trost, Herr Assessor! Sie meinen es immer so gut mit uns. Gebe Gott, daß alles gut wird, aber sprechen wir jetzt nicht weiter über diese Sache.“

3.

Ferdinand befand sich heute in großer Aufregung, denn Johann lehrte wieder mit leeren Händen von der Post zurück. Acht Tage waren nun bereits verstrichen, seit er an Frischchen den langen Brief geschrieben, und bis heute war auch noch nicht die mindeste Antwort darauf erfolgt. In seiner Aufregung konnte Ferdinand sich das eben nur so erklären, Friederike wäre durch seine vielleicht allzu große Offenheit zu der Überzeugung gekommen, mit einem so leidenschaftlichen, wankelmütigen Menschen doch niemals glücklich werden zu können, zumal, wenn derselbe arm und elend geworden, nachdem er in der Fülle des Reichthums ernstes Arbeiten verlernt. Und darum schrieb sie nicht.

Oder sollte sie ihm ihr Herz überhaupt nur wegen seiner glänzenden Stellung geschenkt haben? Ach, wer könnte den Frauen so ganz trauern? Und Frischchen wäre ja noch der reine Wadtsch. Dazu läme ihre große Liebe und das Vertrauen zu ihrem Vater, dessen Willen zu erfüllen sie von Kindesbeinen an gewöhnt war.

Als Ferdinand alle diese Bedenken gestern abend Wilhelm gegenüber äußerte, da sagte dieser ruhig: „Du hast bis jetzt noch keinen Grund zu irgendwelchen Zweifeln an Frischens aufrichtiger Liebe. Man könnte ihre Briefe ja unterschlagen haben, vielleicht in guter Absicht!“

Wilhelm schien gestern überhaupt sehr optimistisch zu urteilen. Vielleicht war der Brief von Agnes, die an ihren Bruder und ihren Lebensretter zugleich recht nett geschrieben und ihren baldigen Besuch in der Residenz in Aussicht gestellt, die Veranlassung zu dem sonst so gemessenen Freundes ungewohnt heiteren Laune gewesen.

Näher darüber nachzusinnen war Ferdinand nicht in der Stimmung. Ihn peinigten ernste Zweifel. Schon sann er auf eine Reise zu Frischchen. Doch Urlaub konnte er ja in diesem Jahre nicht mehr beanspruchen; das Maß des Zulässigen war mehr als erschöpft.

Als er so in mühsamster Laune seinen trüben Gedanken nachhing, meldete Johann ihm plötzlich ziemlich erregt den Besuch des alten Herrn von Falkenhorst.

Ehe Ferdinand seiner Überraschung und seinem Unmut Ausdruck zu geben vermochte, stand der Vater schon vor ihm. Das gewohnte nervöse Zucken seines fahlen Gesichtes war heute weit stärker als Ferdinand es je gesehen. Und dennoch sprach der alte Edelmann ruhig und gelassen, nachdem er dem Sohn kurz und kühl die bebende Hand geboten: „Ich setze voraus, daß du heute über die Angelegenheit, wegen welcher wir neulich in so ernstem Konflikt gerieten, vernünftiger denkst, mein Sohn. Darum will ich dir das Ungebührliche deines Betragens gegen mich, wozu dich deine Erregung hinriß, aus väterlicher Liebe verzeihen und dir meine Hand zur Versöhnung bieten. Ich will dich nicht zwingen mit Gewalt und auf einmal eine törichte, alle deine Sinne verblendende Reizung aus deinem unerfahrenen Herzen zu reißen. Ich lasse dir Bedenkzeit, wenn du nur ernstlich den guten Willen zeigen willst, ruhig zu prüfen und zu überlegen.“

Ferdinand warf sich, das schwere Haupt auf beide Hände stützend, in einen Sessel, tat einen tiefen Seufzer und fand keine passenden Worte.

Das war ein Triumph für den alten Lebemann, der soeben aus Johanns Hand den zweiten Brief von Frischchen in Empfang genommen und daraus ersehen, daß das arme Ding festensfest an des Geliebten Treue glaubte.

Nach längerer Pause fuhr er dann in mildem Ton fort: „Sei also vernünftig, mein Junge. Komm heute mit mir nach Falkenhorst, du wirst dort einige Festreue finden, denn wir haben auf ein paar Tage netten Besuch. Die Witwe meines alten, leider zu früh verstorbenen Freundes Ritenburg ist mein Gast. Sie erzählte mir mit gewissem Enthusiasmus, daß sie deine Bekanntschaft bereits gemacht.“ Ein lauernder Blick folgte dieser letzten Bemerkung.

Ferdinand erhob sich etwas schwerfällig, durchmaß mit gesenktem Haupt das Zimmer und sagte dann: „Verzeih, Papa, daß ich dir nicht einmal ein Glas Wein anbot. Ich fühle mich nämlich wirklich — nicht so ganz auf dem Posten. Vielleicht hast du nichts dagegen, wenn ich aus diesem Grunde — heute nicht mit nach Falkenhorst fahre.“ — Er griff zu einer Karaffe Portwein, füllte zwei Gläser und setzte dann seine Wanderung durch das mit kostbaren Teppichen belegte Zimmer fort.

(Fortsetzung folgt.)

Jhr Sonntagsroman.

Skizze von L. Klinget. (Nachdruck verboten.)

Sie war das prächtigste, fröhlichste alte Fräulein, das man sich denken konnte und aus diesem Grunde beliebt bei alt und jung. Sie hatte einen außerordentlich großen Bekanntenkreis, und das kam daher, weil sie seit nunmehr dreißig Jahren als gesuchte Klavierlehrerin hier in ihrer Geburtsstadt tätig war. Ihr Vater war ein tüchtiges Orchestermitglied am hiesigen Stadttheater gewesen und hatte seine Liebe und sein Talent für Musik auf Hilba, sein einziges Kind, vererbt.

„Gelt, Hilbchen!“ sprach er oft, wenn er das junge Mädchen abends mit der Geige begleitete, und die Mutter mit einer Handarbeit beschäftigt vergnügt dem Spiel der beiden lauschte, „gelt,

„Willst du dich noch einmal verlagen?“ neckte er. „Nein, nein! laß mich nur los!“ stöhnte die rundliche Frau atemlos, „nimm in Gottesnamen deine Geige wieder in den Arm, ich will nicht mehr eifersüchtig sein.“

In diesem gemütvollen, heiteren Künstlerheim verlebte Hilba eine sonnige, heitere Jugendzeit und von ihren trefflichen Eltern aufs sorgfältigste erzogen, entwickelte sie sich zu einem waderen, unverfälschten Charakter, der mit Güte und Festigkeit als beste Gabe der Natur einen unverwüßlichen Humor verband. Und so war sie bis heute geblieben, trotz ihrer fünfzig Jahre und schwerer Schicksalsschläge, die sie bis ins Innerste getroffen. Sie hatte nur eine Eigenheit, und niemand wußte, woher die kam; man wagte auch nicht mehr, sie darum zu befragen; denn sie konnte alsdann so sonderbare Augen machen und ihr ganzes, sonst so

herzliches, mitteilbares Wesen nahm einen so eifrig abwehrenden Charakter an, daß selbst die neugierigsten, vorlautesten Frager verlegen davor verstummten. Und diese Marotte, wie ihre Freunde sagten, bestand darin, daß sie, welche als gefellige Natur die ganze Woche über gern jeder Einladung Folge leistete und ein heiterer, gern gesehener Gast war, der nirgends als Spielverderber auftrat, den Sonntag stets für sich allein zubrachte, und an diesem Tage nicht zu bewegen war, selbst ihre besten Freunde zu besuchen. —

Ebensowenig liebte sie es auch, wenn man sie in ihrer sonntäglichen Einsamkeit in ihrem eigenen Hause störte, und ihre Bekannten respektierten die einzige Schrulle des Fräuleins.

Da, in einem Winter, der regnerisch und ungesund war, erkrankte sie nicht unbedenklich an einer schweren Influenza. Ihre



Blinderkinder. Nach dem Gemälde von H. Buchner. (Mit Text.)
(Original im Besitze von E. M. Fleischmanns Hofbuchverlag, München.)

es geht doch nichts über Musik; ohne sie kann ich mir kein Leben vorstellen, sie ist das Höchste, das Beste!“

„Ei, Vater!“ fiel dann wohl die Mutter gutmütig lachend ein, „vergibst du mich ganz? Bin ich dir nichts? Es gab eine Zeit, wohl an die zwanzig Jahr ist's her, da schwur mir ein junger Musiker, daß meine Liebe ihm das Höchste dünke. Und ich Lörin habe es geglaubt, bis ich sehr bald merken mußte, daß ich eine Nebenbuhlerin in der Frau Musika besaß, die er lange vor mir geliebt.“

„Sei froh, Mutterchen, daß du nie eine andere Rivalin besessen als die holde Musika; mit dieser, denke ich, konntest du dich gerne in mein Herz teilen, ohne Eifersucht und Schmerz. Ja, ich bin überzeugt, daß du ganz im stillen einen Kompromiß mit ihr geschlossen hast, und dich sehr gut mit ihr verträgst, ist's nicht so?“ Er schlang in frohem Übermut den Arm um ihre Taille und walzte mit ihr, sie mochte wollen oder nicht, einige Male im Zimmer herum.

Lieblingschülerin, ein junges, talentvolles, aber blutarmes Mädchen, an dem sie viel Gutes getan, wich nicht von ihrem Lager und pflegte sie mit der Hingebung einer Tochter.

Als sie wieder so weit genesen, daß sie aufstehen konnte, litt sie nach ihrer resoluten Art nicht länger, daß ihre junge Pflegerin ihr den ganzen Tag widmete.

„Ich bin gottlob soweit wieder bei der Hand, daß ich mir selbst helfen kann und du, liebe Verta, hast noch andere Pflichten, als die gegen deine alte Lehrerin. Du gehst jetzt hübsch nach Hause und morgen nachmittag, wenn du Lust hast, kannst du mich auf ein paar Stunden besuchen.“

Alle Einwendungen des Mädchens halfen nichts; sie mußte sich den Anordnungen fügen. Fräulein Hilba erholte sich jetzt rasch und empfing täglich nicht nur den Besuch Vertas, sondern auch den anderer Freunde und Bekannte. Am Samstag, als

Berta sich wie gewöhnlich als die letzte verabschiedete, zog Fräulein Hilda sie in ihre Arme und sprach bedeutungsvoll:

„Komm doch morgen wieder, mein Kind!“

„Aber morgen ist Sonntag, Fräulein Hilda!“ entgegnete schüchtern das Mädchen.

„Ich weiß es, Bertchen! aber dennoch bitte ich dich, komm!“ —

Als am nächsten Mittag die beiden beisammen saßen, begann plötzlich Fräulein Hilda:

„Gutes Kind, ich betrachte dich schon lange wie eine Tochter, und daß du mir die Gefühle einer solchen entgegenbringst, das habe ich ja gerade jetzt wieder Gelegenheit gehabt zu sehen. Mutter und Tochter aber

Fig. 1. Dreihörniges Schaf aus der Republik (Oris nahoor Hodgs.) (Mit Text.)

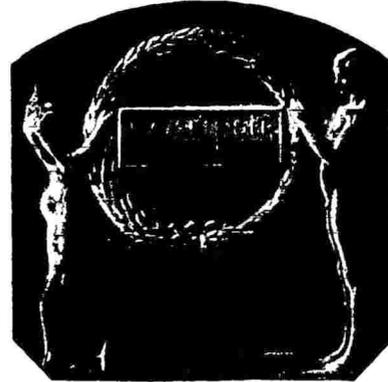
sollen keine Geheimnisse voreinander haben; auch hat mich die Krankheit etwas weich gestimmt, so daß ich das Bedürfnis fühle, mich einem Menschen anzuvertrauen. Kurz und gut, ich habe mich entschlossen, dir zu erzählen, warum ich den Sonntag stets allein zubringen und an diesem Tag nicht einmal meine besten Freunde um mich zu sehen wünsche. Es handelt sich dabei nicht um die Schrulle einer alten Jungfer, wie du dich gleich selbst überzeugen wirst.

Von meinen lieben, teuren Eltern habe ich dir oft erzählt und von unserem schönen, glücklichen Familienleben. An Geld und Gut hatten wir ja niemals Überfluß, dafür aber an den Gaben, die allein das Glück des Lebens ausmachen, und für die mancher Reiche sein Vermögen geben würde, wenn er sie dagegen eintauschen könnte. Mein Vater liebte die Geselligkeit, und da er jeden zweiten Sonntag dienstfrei war, so hatten wir für diese Tage immer irgendeine Zusammenkunft mit unseren Freunden; während der schönen Jahreszeit gab's Ausflüge ins Freie, und bei schlechtem Wetter traf man abwechselnd beim einen und beim andern zusammen. Ich hatte auf diese Art viel Gelegenheit, mit heiratsfähigen Männern bekannt zu werden, und mancher von ihnen suchte sich mir zu nähern; denn ich war, wie man allgemein behauptete, hübsch, und dabei stets munter und guter Dinge, und das' gefällt. Ich aber dachte zu jener

Zeit nicht daran, mich zu binden, insbesondere, oder vielmehr einzig aus dem Grunde, weil keiner noch Eindruck auf mein Herz gemacht hatte; denn, so arm ich auch war, und, wie ich wohl wußte, darauf angewiesen, mir mein Brot einst selbst verdienen zu müssen, niemals wäre ich ohne Liebe eine Ehe eingegangen. So war ich zwanzig Jahre alt geworden, da ereilte mich mein Schicksal.

Es war bei einem Rai-ausflug, da lernte ich einen jungen Musiker kennen, der ein kurzes himmlisches Glück und langes, tiefes Leid in mein Leben getragen. Wir liebten uns beim ersten Blick, unsere Seelen flogen jubelnd zusammen von dem Augenblicke an, wo wir uns zum

erstenmal gegenüberstanden. Er war nicht eigentlich schön zu nennen, aber er besaß einen Zauber, der mehr fesselt als klassische Gesichtszüge und tadellose Gestalt und das war die Hoheit des Geistes, die auf seiner hohen, von Loden umwallten Stirne thronte, und der Ausdruck der Herzengüte in den leuchtenden Augen. Ach Kind, es war ein Tag, so reich an Schönheit und



Oesterreichische Staatsmedaille für besondere Verdienste um das Schul- und Unterrichtswesen. (Vorder- und Rückseite). Phot. Photofer. (Mit Text.)

Glück, wie er uns nur selten im Leben geschenkt wird; die Welt im Schmutz des jungen Raiengrüns, Waldesduft und Waldeszauber um uns her, in unseren jungen Herzen das erste schüchterne, wunschlose Erwachen der Liebe — es schien, als würden wir auf rosigen Wolken in den Himmel getragen.

Von diesem Zeitpunkt an sahen wir uns jeden Sonntag. Und nun begann ein ganz neues Leben für mich, es schien mir, als ob die Wochentage nur dazu da wären, um den Sonntag zu erwarten, ich rechnete nur von Sonntag zu Sonntag, ja die ganze Welt dünkte mich einzig und allein auf den Sonntag eingerichtet zu sein. Gegen Ende des Sommers verlobten wir uns heimlich, selbst meine guten Eltern wußten nicht darum, mein Bräutigam wollte sich erst eine passende Stellung erringen, ehe er bei ihnen um meine Hand warb, da auch er kein Vermögen besaß. Uns kümmerte dies vorläufig nicht viel; wir waren glücklich im Besitz unserer Liebe, wir waren jung und konnten mit der Heirat warten. Welch liebliche Zukunftsbilder entwarfen wir jetzt bei unseren sonntäglichen Zusammenkünften — denn damit mußten wir uns selbstverständlich vorläufig begnügen, wenn wir uns unser Geheimnis nicht preisgeben wollten — welche frohe Hoffnungen und rosige Träume erfüllten unsere Herzen, wenn wir uns in Gedanken unser künftiges Leben zimmerten. Die Erde verschwendete ihre Glückseligkeit an uns, während wir uns mit eiligen Schritten dem Abgrund näherten, der dieselbe in seiner schwarzen Tiefe verschlingen sollte. —

Nur wenige Wochen waren wir verlobt, da machte mir mein Bräutigam die Mitteilung, daß er ein glänzendes Engagement bei einer Truppe, die eine Konzertreise nach Amerika machen wolle, haben könne. — Und nicht allein würde ihm diese Reise viel Geld einbringen, sondern er erhoffte auch dadurch bald die ersehnte



Professor Dr. Otto Köbner, der erste deutsche Professor für Kolonialrecht. (Mit Text.)



Fig. 2. Dreihörniger Schädel eines Schafbods aus der afrikanischen Landschaft, Eingemummelt.



Fig. 3. Einhöriges Schaf (Oris nahoor Hodgs.) aus Republik; zeigt fortgesetzt individuelle Hornabweichungen.

Stellung zu erlangen, die unsere baldige Heirat ermöglichen würde. —

„Indessen habe ich mich nicht eher binden wollen, als bis ich deine Meinung gehört, liebe Hilba!“ sagte er mir. „Doch gebe ich dir zu bedenken, ehe du dich entscheidest, daß du damit über unsere Zukunft entscheiden wirst.“

Und keine Ahnung flüsterte uns zu, in welcher fürchterlicher Weise sich seine Worte erfüllen sollten! Wir söhnten uns mit dem Gedanken einer mehrmonatlichen Trennung aus, weil wir unser Glück in kürzester Frist dadurch zu erkaufen meinten, und bald darauf trat mein Bräutigam mit anderen Kollegen und Kolleginnen die Reise nach Amerika an. —

Daß mich kurz über die folgenden Ereignisse hinweggehen, Kind, sie waren zu schmerzhaft, als daß ich in Gedanken daran verweilen möchte. —

Zuerst ging alles gut; mein Bräutigam schrieb häufig Briefe, worin er von seinen Erfolgen berichtete und von seiner Sehnsucht und Liebe sprach. Ich antwortete ebenso fleißig. Plötzlich blieben seine Briefe aus; ich ward unruhig, und in dieser Stimmung eröffnete ich meiner Mutter mein Herz. Sie suchte mich zu trösten, ich merkte aber wohl, daß sie selbst sich sorgte.

Endlich eines Tages kam der Postbote mit einem Schreiben aus Amerika, aber von einer unbekanntem Hand an meine Mutter gerichtet. Sie las und ward totenbleich; ich riß ihr das Blatt aus der Hand, da fiel ein eingelegerter Zettel auf den Boden, den ich hastig aufhob. Es war meines Bräutigams Schrift, aber ach! wie traurig verändert! Er schrieb:

„Teuerste Hilba!

Es geht mit mir zu Ende! Vergib, ich konnte nicht anders, ich mußte das Kind retten, es schrie so herzzerreißend; suche dich zu trösten, Geliebte, es war Gottes Wille! Wir sehen uns wieder dort oben, wo's keine Trennung mehr gibt.“ —

Vor meinen Augen ward's Nacht, als ich zu Ende gelesen; ich fiel in eine schwere Krankheit und hörte erst nach Wochen den Zusammenhang. Mein Bräutigam hatte ein Kind aus dem Wasser geholt und sich dabei eine Rippenfellentzündung zugezogen, der er erlag. Sein Freund, der ihn gepflegt, berichtete meiner Mutter auf seinen Wunsch ausführlich über alles.

Zwei Tränen rannen langsam über des alten Fräuleins Wangen, Verta aber sprang auf, umarmte sie ungestüm und gab ihr die zärtlichsten Worte. „Wie Sie das nur überleben konnten!“ rief sie einmal ums andere.

„Es ist Christenpflicht, uns in das zu fügen, was Gott uns auferlegt,“ antwortete das Fräulein ernst. Dann fuhr sie fort: „Als ich vollständig genesen, nahm ich meine Arbeit wieder auf, und in ihr habe ich mich allmählich zum Frieden durchgerungen. In meinem Innern freilich war etwas Köstliches zerbrochen; aber ich gestattete mir selbst nicht, darüber nachzugrübeln. In Ergebung nahm ich mein Kreuz auf mich, und so hat mich der Herr gesegnet. Der Sonntag aber ist der Erinnerung an mein kurzes Glück geweiht, und jetzt wirst du begreifen, Liebling, warum ich mich nicht gerne in meinem Herzenstraume stören lasse.“

Verta drückte voll Ehrerbietung einen Kuß auf die feine Hand des Fräuleins; der Mond aber, der inzwischen aufgegangen, blickte mit seinem milden Licht in das fromme Antlitz der stillen Dulderin, die so tapfer ihre tiefe Wunde verbarg und voll Gottvertrauen auf ein Wiedersehen im Jenseits mit dem so treu Geliebten hoffte.

Masern und Scharlach.

Die beiden Krankheiten, von denen im folgenden die Rede sein soll, weisen, äußerlich betrachtet, so manchen gemeinsamen Zug auf. Ja noch mehr: auf den ersten Blick ist es oft gar nicht so einfach, die beiden zu unterscheiden, zumal wenn man nur das Aussehen des Kranken und nicht die begleitenden Beschwerden, also gerade dasjenige, das für den Nichtarzt doch meistens das Ausschlaggebende für sein Urteil ist, in Betracht zieht. Nun sind aber bei Masern und Scharlach die Hautauschläge, in denen der Laie die eigentliche Krankheit zu erblicken gewohnt ist, nur ein Teil derselben, und noch dazu derjenige Teil, der minder wichtig und minder gefährlich ist. Die Hauptsache bleibt die innerliche Erkrankung, die nicht nur die Haut, sondern auch den ganzen übrigen Körper ergriffen hat, und zu der die Ausschläge im Verhältnis der Wirkung zu ihrer Ursache stehen. — Trotzdem wäre es verfehlt, zu glauben, daß die Ähnlichkeit zwischen Masern und Scharlach nur eine äußerliche ist, die bei der geringeren Bedeutung der äußeren Krankheits Symptome noch weniger für die Erkenntnis des Wesens der Krankheiten ins Gewicht fallen müßte. Es geht vielmehr aus allem, was wir darüber wissen, mit Sicherheit hervor, daß es auch andere als bloß äußerliche Ähnlichkeiten zwischen den beiden Krankheiten gibt. Vor allem gehören Masern

sowohl wie Scharlach jener Gruppe von Krankheiten an, die durch das Eindringen mikroskopisch kleiner Pilze in das Getriebe des Organismus entstehen. Wie diese Pilze aussehen, wodurch sie sich bei den beiden Krankheiten unterscheiden, wie man ihnen zu Leibe rüden kann, darüber ist nun freilich noch nichts Bestimmtes bekannt. Geringe haben sie mit denen, die bisher genauer studiert werden konnten, die Eigenschaft gemein, daß sie durch einmaliges Auftreten den Körper gegen eine neuerliche Erkrankung derselben Art „immun“ machen. Das Kind, das die Masern oder den Scharlach einmal überstanden hat, wird mit sehr großer Wahrscheinlichkeit nicht mehr von ihnen attackiert werden. Absolut gewiß ist jedoch auch dies nicht: es kann gelegentlich vorkommen, daß die „Immunität“ des Körpers solcher Kinder zu schwach ist, um den eindringenden Krankheitskeim voll und ganz unschädlich zu machen.

Die Masern zählen wohl zu den häufigsten Kinderkrankheiten, und es ist vielleicht gerade dieser ihrer Häufigkeit zuzuschreiben, daß wir sie überhaupt als Kinderkrankheit bezeichnen dürfen. Denn dadurch, daß so viele Menschen sie in den Kinderjahren überstehen, bleiben sie für ihr ganzes Leben gegen eine zweite Ansteckung geschützt. Immerhin können auch Erwachsene an den Masern erkranken, wenn auch im allgemeinen ihr Körper gegen sie widerstandsfähiger zu sein scheint. — Bei einem epidemischen Auftreten der Masern — und solche Epidemien sind durchaus nicht selten — erkranken manchmal alle in einer Ortschaft oder Gegend wohnenden Kinder. Dies rührt daher, daß das Maserngift, auch ohne daß der Kranke berührt wird, durch die Luft vom Kranken auf die in demselben Raume befindlichen gesunden Körper übertragen wird. Vor ein paar Jahren noch war die Ansicht ganz allgemein verbreitet, daß Personen, die irgendwo mit einem Kranken in Berührung gekommen sind, hernach den Krankheitsstoff verschleppen, ohne daß sie selbst mit Notwendigkeit von der Krankheit befallen werden. Daß eine solche Verschleppung gelegentlich vorkommen kann, darf nicht geleugnet werden, dagegen ist es mehr als unwahrscheinlich, daß sie sehr häufig statthat. Die Ansteckungsmöglichkeit im Falle einer Masernepidemie ist so groß, daß es einer solchen indirekten Übertragung der Krankheit gar nicht erst bedarf, um ihr die denkbar größte Verbreitung zu geben.

Die Masern-Erkrankung setzt mit Beschwerden ein, die zunächst noch ohne die Begleitung der charakteristischen roten Flecke und Punkte sich melden. Ein allgemeines Unwohlsein, Fieber, Appetitlosigkeit, gestörter Schlaf und leichter Katarth sind immer die Vorboten der eigentlichen Krankheit. Das Fieber wird nach einigen Tagen stärker, und etwa zehn Tage nach dem Beginn der Beschwerden zeigen sich die ersten verdächtigen Rötungen. Nunmehr geht es schnell weiter: aus den Fleckchen und Flecken werden ganze große Gebiete, über die sich die rote Färbung erstreckt. Und diese Gebiete nähern sich immer mehr und mehr, bis sie sich an vielen Stellen zu einem einzigen zusammengeschlossen haben. Damit ist die Krankheit auf ihren Höhepunkt gelangt. Der Körper ist von Fieberglut erfaßt, meist hat sich ein heftiger Bronchial oder Nachenkatarth eingestellt; Atembeschwerden, Durst, Juckpilze in der Haut quälen den Kranken. Ist nun dieses unangenehme, glücklicherweise aber auch ziemlich kurze Stadium der Krankheit vorübergegangen, dann beginnt die „Abschuppung“, das Loslösen der obersten Hautschichte in ganz kleinen Schüppchen. Und damit wird, sofern sich nicht eine zweite Krankheit an die Masern schließt, der Gesundungsprozess eingeleitet.

Man begegnet oft der Meinung, daß die Masern im Gegensatz zum Scharlach eine unschuldige, ungefährliche Krankheit seien. Das ist nun freilich nicht richtig, denn die Gefährlichkeit der Masern- und der Scharlach-Erkrankung liegt nicht so sehr in diesen Krankheiten selbst, als vielmehr in denen, die — leider nur zu häufig — in ihrem Gefolge auftreten. Und da muß allerdings zugegeben werden, daß die Folge- und Nachkrankheiten beim Scharlach oft gefährlicher und langwieriger sind als bei den Masern.

Die Ansteckung mit dem Scharlachgifte und seine Verbreitung erfolgt auf ganz analoge Weise wie die der Masern. Auch hier gibt es zwischen dem Ausbruche der Krankheit und dem Zeitpunkt, in dem die Ansteckung erfolgte, ein Zwischenstadium mit ähnlichen Vorläufern. Nur dauert dies beim Scharlach meist kürzere Zeit; oft sind schon nach vier bis fünf Tagen die haufenweise geordneten roten Punkte da, die bald die Haut mit einer roten Schichte überziehen. Mit dem Ausschlage tritt überaus heftiges Fieber auf, und daneben noch eine Nachenentzündung, die bald das Aussehen einer Diphtheritis annimmt. Um e c h t e Diphtherie handelt es sich hierbei nicht, doch ist die Scharlach-Diphtherie oft nicht weniger tödlich als die echte. Weiter wird durch das Scharlachfieber immer die N i e r e in Mitleidenschaft gezogen. Die Abschuppung der Haut bildet auch beim Scharlach den Abschluß der schwereren Erkrankung; die Schuppen sind meist größer als bei den Masern. Insofern ist ja auch der Scharlach noch eine glimpflich verlaufende Krankheit, wenn nur der tatsächliche Ver-

lauf auch immer unserem schematischen Bilde entspräche! Doch auch wenn wir davon absehen, daß eine Steigerung in der Intensität einer der Teilerkrankungen, des Fiebers, der Scharlach-Diphtherie, der Nierenaffektion, leicht eine bedrohliche Wendung herbeiführen kann, dürfen wir das häufige Auftreten von Nacherkrankungen nicht vergessen. Durch den Krankheitsprozeß (und zwar nicht nur durch den des Scharlachs, sondern auch durch den der Masern) wird die Widerstandsfähigkeit des ganzen Organismus herabgesetzt, und da mit der Krankheit selbst Nebenwirkungen in einzelnen Körperorganen auftreten, so ist der Keim und der Nährboden für eine zweite Erkrankung gegeben. Bei den Masern ist es die Lungenentzündung, die nicht zu selten aus dem Bronchialkatarrh herauswächst, beim Scharlach können aus den Krankheits-symptomen in Rachen, Hals und Niere selbständige, gefährliche Krankheiten entstehen. Damit ist aber die Zahl der Nacherkrankungen bei Scharlach und Masern keineswegs erschöpft. Es kommen auch mitunter recht langwierige Kehlkopf-, Augen-, Ohren-, selbst Gehirnleiden nebst anderen vor.

Obwohl es uns heute noch an sicher wirkenden Heilmitteln gegen die beiden Krankheiten fehlt, so sollte es doch niemals ver-säumt werden, den Arzt heranzuziehen, wenn der Verdacht besteht, daß in einem Falle eine von ihnen vorliegt. Dieser Ver-dacht ist aber um so mehr gerechtfertigt, wenn in der Umgebung des Patienten, unter den Spielgenossen, Schulgefährten oder gar unter den Geschwistern Masern oder Scharlach aufgetreten sind, er ist es ferner, wenn eine dieser Krankheiten am Orte epidemi-schen Charakter angenommen hat.

Stehende Redensarten.

Jedes Volk hat Ausdrücke, Betenerungen und dergleichen, die seiner Geistes- und Charakterrichtung angepaßt sind, ohne die man sich den Angehörigen dieser oder jener Nation gar nicht denken kann. Der Russe sagt bei jeder möglichen Gelegen-heit „Nitschewo“ (tut nichts! macht nichts!). Wenn man ihm seine Hinrichtung ankündigt, darf man sicher sein, daß er „Nitschewo“ antwortet. Mit Nitschewo stürmt er auf die feindlichen Batterien los, geht er in den Tod.

Seelenverwandt ist der Lieblingsausdruck des Türken: *Jol, jol!* (zu deutsch: Das ist mir gleichgültig!), mit dem er sich über sein Kismet, sein Schicksal stoisch tröstet. Alles ist ihm gleichgültig, kein Wunder, daß es in der Türkei keinen Fortschritt gibt.

Der Spanier sagt bei jedem Anlaß *quien sabe?* (Wer weiß es?), ein Ausruf, der für seine Indolenz und Denks Faulheit äußerst charakteristisch ist, denn wer fortgesetzt fragt: *Wer weiß es?* will nichts wissen, will nicht belehrt sein.

Dieselbe Indolenz tritt uns auch in dem Lieblingswort der Neugriechen „*Dembirasi*“ (es wird schon gehen!) entgegen.

Bezeichnend für den illusionsfreien, rastlosen, berechnenden Charakter des Amerikaners sind seine drei Lieblingsausdrücke: *It is a fact* (das ist eine Tatsache), *I calculate* (ich rechne!) und *go ahead!* (geh vorwärts! immer drauß los!).

Unter den vielen stehenden Redensarten des Deutschen wird jedem rückgratsfesten Germanen am verächtlichsten der Ausruf sein: „Gehorsamer Diener!“ er entstammt einer Zeit, die Gott sei Dank überwunden ist, wie die Formel: „Ich ersterbe als Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster Diener.“ Weides ist so ur-germanisch wie nur möglich und sollte als grober Unfug gefell-schaftlich schwer verpönt werden.

Zeitvertreib

Russisch, mit 2 Würfeln anzuführen.

In die rechte Hand nehme man einen Würfelbecher und zwei Würfel. Von den beiden Würfeln soll zuerst der obere allein in den Becher geworfen werden; bei einiger Geschicklichkeit wird das ohne weiteres gelingen. Ungleich schwieriger ist die Aufgabe, nunmehr den zweiten Würfel zu dem ersten in den Becher zu werfen, denn bei jedem solchen Versuche springt der erste Würfel in die Höhe und fällt aus dem Becher heraus. — Um beide Würfel im Becher zu vereinigen, werfe man den zweiten nicht in die Höhe, sondern lasse ihn fallen und mache gleichzeitig mit dem Becher in der Hand rasch eine entsprechende Bewegung in die Tiefe. Der erste Würfel bleibt dann im Becher liegen, der zweite wird unschwer aufzufangen sein, bevor er die Erde berührt.



Würfel bleibt dann im Becher liegen, der zweite wird unschwer aufzufangen sein, bevor er die Erde berührt.

Frühlingslied.

Tief im grünen Frühlingshag
Durch die alten Büschen
Wandelt leis am schönsten Tag
Wunderjames Flüstern.

Jedes Läublein spricht: Gott grüß!
Du dem Laub dancken.
Alles atmet tief und süß
Heil'ges Friedensleben.

Und wie Blüt' und Blatt und Strauch
Still sich wiegt im Glanze,
Biegt sich meine Seel' im Haude,
Der durchströmt das Ganze.

Emanuel Geibel.

Unsere Bilder

Blattschmetterlinge. Um ihre Kinder für den Kampf ums Dasein zu rüsten, greift die Natur zu recht verschiedenen Mitteln. Dem einen gibt sie Waffen und Wehr, den anderen rüstet sie mit kluger List aus, dem dritten endlich gibt sie die Lüge. Indem es täuscht, entzieht sich das Tier den Nachstellungen seiner Feinde. Wenn z. B. blattfressende Insekten grün sind, solche, die auf Baumrinden leben, grau oder braun, wenn unser Alpenhuhn im Winter weiß, sein schottischer Verwandter aber zu gleicher Zeit heibfarben erscheint, so muß solche Färbung dem Tiere einen gewissen Schutz verleihen, ihm in der gleichgefärbten Umgebung von Nutzen sein. Aber die Natur geht im Hervorbringen von Schutzfarben und Ähnlichkeiten, die Schutz und Vorteil verleihen, oft noch viel weiter. Namentlich in der Insektenwelt und hier wieder vor allem bei den tropischen Schmetterlingen finden wir ganz merkwürdige Erscheinungen von „Mimikry“, wie man solche Täuschung, solche Anpassung nennt. Diese Schmetterlinge (Kallima- und Eideronearten) sind auf der oberen Flügelseite oft mit leuchtend roten oder schillernd blauen Farben geschmückt, und jagt man sie dann, so lassen sie sich irgendwo im Buschwerk nieder und sind plötzlich verschwunden, unsichtbar geworden. Sie haben nämlich ihre vier Flügel nach oben zusammengeklappt, zeigen nunmehr bloß die Unterseite, und diese gleicht in Zeichnung und Form so völlig einem weissen, halbverfalteten Blatte, mit Stellen, die von Rinierraupen angefressen erscheinen, mit Schimmelpilz-flecken bedeckt sind, ja selbst die Blattrippen scheinen Schatten zu werfen, daß der Schmetterling von wirklichen Blättern nicht zu unterscheiden ist; eine Täuschung, die dadurch zur vollkommenen gemacht wird, daß die Schmetterlinge die Fühler zwischen den Flügeln verbergen und die in eine Spitze ausgezogenen Hinterflügel als „Blattstiel“ gegen den Zweig, auf dem sie sitzen, stemmen. Diese Schmetterlinge wissen sehr wohl, daß sie vor spähenden Feinden geschützt sind. Von unseren Schmetterlingen zeigt u. a. die große Roderholzeule (*Calocampa exoleta*), ein Nachtfalter, eine ähnliche aktive Mimikry. Das hat schon der alte Mödel treffend be-schrieben: „Wenn er des Tages gleich frei an den Stämmen der Bäume hängt, so siehet man ihn zehemmal eher für ein Stücklein Baumrinde, als für eine lebendige Kreatur an. Er ist auch bei Tage so unempfindlich, daß er, wenn man ihn ohngefähr von seiner Ruhestatt herabwirft, als leblos zu Boden fällt, und ohne einige Bewegung liegen bleibt. Mag man ihn gleich in die Höhe werfen, oder ihn hin und her lehren, so wird er selten ein Anzeichen des Lebens geben.“

Plauderkündchen. Ein anmutiges Bild voll stillen häuslichen Friedens zaubert uns G. Buchner in seinem „Plauderkündchen“ vor Augen. Gar fleißig hat die junge Mutter gearbeitet, denn sie muß tüchtig schaffen für die drei kleinen Schelme, die nun, da sie eine kurze Pause macht, ernst und aufmerksam zuhören, wie die Mutter ihnen das bunte Bild erklärt, das sie mit sinnigem Kinderbild betrachtet. Selbst das Jüngste sieht mäusechen-fill; es versteht zwar nicht die Worte der Mutter, aber es hört den weichen Klang der Mutterstimme — den versteht das Kind. Es liegt ein duftiger Hauch auf solchem Plauderkündchen, in dem die Mutter viel guten Samen in die jungen Herzen säen kann, und wer in seiner Kindheit dieses Glück genossen, der denkt in späteren Jahren noch gern daran zurück.

Ein- und dreihörnige Schafe. Der Himalaja hat als mächtigste Wetter-scheide mancherlei Seltenheiten in der Tierwelt aufzuweisen. Zwer-gschweine, Himalajabären, Steinböde, Tiger, wilde Hunde, Rebelparder, Fals, verschiedene Mufflon- und Schafarten sind diesem größten Alpen-gebirge der Erde in buntem Gemisch eigentümlich und bieten dem Zoologen ein interessantes Studienmaterial dar. Leider aber ist eine genaue Erfors-chung dieses zum größten Teil unwirtlichen Gebietes mit so vielen und unübersehbaren Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, daß man nur schrittweise seiner Fauna neue Geheimnisse abzulassen vermag. Als be-sonders unzugänglich ist das am südlichen Himalajaabhäng gelegene un-abhängige Fürstentum Nepal anzusehen. Die britisch-indischen Beamten überwachen den Fremdenverkehr nach diesem Nachbarstaate mit eiferfüch-tigen Augen, so daß es fast nur ihren Landsleuten möglich ist, das Maha-radschareich zu durchqueren. Von den reichen zoologischen Schätzen Nepals hat nun der Prinz von Wales während seiner letzten Indienreise einige wertvolle Objekte sammeln lassen und sie dem zoologischen Garten in Lon-don geschenkt. Darunter befinden sich auch mehrere Exemplare der nur in Nepal heimischen Schafraße *Ovis naboro* Hodgk., kleine, kräftig ge-baute scheinbare Tiere, welche in den höchsten Regionen dieses Landes bis zu 5000 m hausen. Obwohl aus einem und demselben Stamme entsprossen, haben sie die Eigentümlichkeit, durch die Zahl der Hörner voneinander abzuweichen. Man findet unter ihnen seltamerweise Einhörner (Fig. 3), Zweihörner, Drei- (Fig. 1), ja sogar Vierhörner. Die ersteren mit einem nach hinten gebogenen breiten Horn bieten einen eigenartigen Anblick. Der Kopfschub der dreihörnigen Tiere besteht an der Stirnwurzel aus nur zwei Hörnern; erst nach einer kleinen Anschwellung an der Hautober-fläche zweigt sich von dem einen das dritte Horn ab. Die bemerkenswerteste und in der Tierwelt bisher überhaupt noch nicht beobachtete Abweichung

zeigen die Biethörner. Ihr Gehörn ist in zwei Paare geteilt, von denen das eine unmittelbar oberhalb der Augen in einem nur kurzen Hörneransatz hervortritt, während das andere in langen Gabeln dahinter angeordnet liegt. Merkwürdig ist, daß die Repalschafe fortgesetzt zu solchen Mutationen neigen und z. B. einhörnige Eltern ein-, zwei-, drei- und vierhörnige Nachkommen erzeugen. Früher hatte man bekümmert bei andern Tieren die stets gleichbleibende Beobachtung gemacht, daß derartige neue Rassen bildende Veränderungen nur vereinzelt in sehr langfristigen Perioden auftreten und von den Eltern auf die Nachkommen in genau derselben Form vererbt werden. Eine solche stellt auch der in Fig. 2 abgebildete dreihörnige Schädel eines heimischen Schafbocks aus der ostpreussischen Landschaft, den uns Herr Tierarzt Nord zur Verfügung gestellt hat, dar. Dementsprechend ist dann die Mutationstheorie formuliert worden. Die beschriebenen von dieser allgemeinen Regel abweichenden Mutationerscheinungen bei den Repalschafen durchbrechen somit also nicht nur die bisherige Theorie, sie eröffnen zugleich auch einen ganz neuen bedeutungsvollen Ausblick in die Verwandlungsfähigkeit einer und derselben Gattung. **Heute Erschalt.**

Oesterreichische Staatsmedaille für besondere Verdienste um das Schul- und Unterrichtswesen. Das österreichische Unterrichtsministerium hatte einen Preis von 5000 Kronen für eine Medaille ausgeschrieben, die für besondere Verdienste um das Schul- und Unterrichtswesen verliehen werden soll. Die vorstehenden Abbildungen zeigen den preisgekrönten Entwurf, dessen Schöpfer der Wiener Medailleur Prof. Stephan Schwarz ist.

Der erste deutsche Professor für Kolonialrecht: Professor Dr. Otto Köbner, Berlin. Das täglich wachsende Interesse, welches alle Kreise den kolonialen Angelegenheiten zuwenden, hat es ratsam erscheinen lassen, einen besonderen Lehrstuhl für Kolonialrecht zu schaffen. Diese Professur wird dem bisherigen Privatdozenten in der juristischen Fakultät der Berliner Universität, Wirklichen Admiralitätsrat im Reichsmarineamt Professor Dr. Otto Köbner übertragen werden. Professor Köbner steht im 38. Lebensjahr. Er trat im Jahre 1898 nach Beendigung seiner Studien als Hilfsarbeiter ins Reichsmarineamt ein, wo er beim Dezernat für die Angelegenheiten des Gouvernements Kiautschau tätig war. Im März 1901 erfolgte seine Beförderung zum Admiralitätsrat und im Juli 1902 seine Ernennung zum Professor. Nach der Schaffung einer besonderen Zentralverwaltung für das Schutzgebiet Kiautschau trat er in diese Behörde über, nachdem er gleichzeitig zum Wirklichen Admiralitätsrat befördert worden war.



Dann erst recht.
„Da, wovon soll ich denn nur mit meiner Tänzerin sprechen?“
„Von ihrer Schönheit!“
„Wenn Sie aber zufällig gar nicht schön ist?“
„Dann erst recht!“

gefunden findet. So macht die Dose die Kunde um die Tafel und jeder wundert sich laut über die Ähnlichkeit des Bildes, so daß der König nicht wußte, was er von der Sache denken sollte. Endlich kam auch die Dose zu ihm und er brach ob des gelungenen Scherzes in große Heiterkeit aus.

Gemeinnütziges

Apfelgelee mit Apfelsinen. Zu diesem Gelee können harte Winteräpfel sowie auch nur Apfelschalen benutzt werden. Man setzt das eine oder andere mit wenig Wasser auf, kocht es gehörig aus und gießt dann den Saft durch einen Beutel oder ein Sieb. Auf $\frac{1}{2}$ Liter Saft rechnet man den Saft einer Apfelsine und die Hälfte der auf Zucker abgeriebenen Schale. An Zucker ist auf jeden halben Liter Saft $\frac{1}{4}$ Pfund zu nehmen. Der Apfelsaft muß mit Zucker und Apfelsine so lange langsam kochen, bis eine kleine Probe davon auf einer flachen Schale erstarrt. Auch mit Zitronen kann man ähnlich verfahren, doch ist peinlich darauf zu achten, daß die Zitrone nicht bitter ist und nicht zuviel Schale zugegeben wird.

Wer gerne Tomaten in der Küche verwendet, sei es zu Suppen oder Bratensoßen, lege sich solche in Salzwasser ein. Dieses muß so kräftig sein, daß es ein Ei trägt. Die Tomaten halten sich vorzüglich und sind gleich zur Hand.

Übermäßig lange Krallen muß man bei Stubenvögeln durch Abschneiden mit der Schere kürzen. Wenn man den Fuß des Vogels gegen das Licht hält, kann man genau an einem fleischfarbenen Streifen erkennen, wie weit sich das lebende Horn der Zehennägel erstreckt.

Rauchgeruch vertreibt man durch Aufstellen eines großen flachen Holzgefäßes mit Wasser aus dem Zimmer.

Johannisbeeren, welche von Blattläusen befallen sind, befreit man am schnellsten von dieser Plage, wenn man die befallenen zarten Triebe auf ein Drittel kürzt und die Abschnitte verbrennt oder zertrümmert. Auf diese Weise tritt eine Saftstockung ein, wodurch die anderen Blätter erhärten und für das Ungeziefer ungenießbar werden. Je zeitiger dies geschieht, desto vorteilhafter ist es, da sich die Läuse nicht erst mehrmals vermehren und so den Sträuchern doppelten und dreifachen Schaden zufügen können.

Westseden entfernt man aus Marmor durch Auftragen eines mit Benzol und gebrannter Magnesia hergestellten Breies, welchen man nach dem Abtrocknen wegbürstet.

Gurken in Frühbeeten werden stets außerordentlich von Blattläusen heimgesucht. Um sie zu vernichten, stellt man ein Gefäß mit glühenden Kohlen im Beet auf, gießt Nikotin darüber, schließt den Kasten schnell dicht ab und läßt den sich entwickelnden Dampf einige Stunden hindurch einwirken. Dann deckt man ab und spritzt die Pflanzen mit reinem, etwas angewärmtem Wasser leicht ab.

Auflösung.

N	A	H	E
O	M	E	R
R	E	I	N
A	N	N	A

Allerlei

Gemütllich. Betrunkener (der die Grenze passiert, zum Grensoldaten): „Erlauben Sie, ich denn der Aff, den ich hab, auch zollfrei?“

Steigerung. Mit achtzehn Jahren fragt sich die Jungfrau: „Wie ist er?“ — Mit dreiundzwanzig Jahren fragt sie sich: „Was ist er?“ — Jedoch mit achtundzwanzig Jahren: „Wo ist er?“

Andant. Straßenbahnfahrergast (auf der Plattform): „Da hab' ich nun der jungen Dame drinnen im Wagen vorhin meinen Sitzplatz abgetreten, und mit meinem Nachbar, der nicht aufgestanden ist, lacht und scherzt sie jetzt!“

Völlig glatt rasierte Russen sind eine sehr seltene Erscheinung. In Rußland trägt so gut wie jedermann einen Bart, ja es herrschte früher dort sogar der Glaube, daß ein bartloser Mann auch keine — Seele habe. I.

Die Zahl der Sterbefälle auf der ganzen Erde berechnet man zu 68 in der Minute, 97 920 für den Tag und 35 740 800 für ein Jahr. Die der Geburten wird dagegen zu 70 in der Minute, zu 100 800 an einem Tage und — das Jahr zu 365 Tage zugrunde gelegt — für ein Jahr zu 36 792 000 berechnet.

Wird das Kamel, das gebuldigte und süßmste Tier, gar zu sehr, etwa bis zur Erschöpfung angestrengt, so sinkt es in die Knie, und nichts in der Welt bringt es dazu, wieder aufzustehen. Es bleibt auf den Knien liegen, bis es auf die Seite fällt und stirbt. I.

Eine kleine Umwandlung. Als einst die Herzogin von Braunschweig bei Friedrich dem Großen zum Besuche in Potsdam war, schenkte der König seinem Oberstallmeister von Schwerin eine silberne Tabakdose, auf deren Deckel ein Gieslopf gemalt war. Der Graf hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als seinen Kammerdiener nach Berlin zu senden und an die Stelle des Gieslopfes das Bild des Königs setzen zu lassen. Am nächsten Tage sprach der König, der die Herzogin auf Kosten des Oberstallmeisters belustigen wollte, bei der Tafel von der Tabakdose, die er dem Grafen geschenkt hatte. Man überreichte sie der Herzogin, diese betrachtete sie und rief aus: „Vortrefflich getroffen, mein Bruder! Das ist eines der vortrefflichsten Porträts, die ich je von Ihnen gesehen habe!“ Der König war betroffen, er fand den Scherz denn doch ein wenig zu stark. Die Herzogin reichte die Dose ihrem Nachbar, der in das Lob einstimmt und ebenfalls das Porträt höchst

Logogriph.

Ich bin mit O ein großer Hieb.
Den jeder Leser kennen muß.
Mit A hast du mich tausendmal.
Wer's mich nicht, sonst mach dir's Anal.
Julius Falz.

Rätsel.

Mich hat das Eis und auch das Wasser.
Feld bin ich glatt und bald bewegt.
Groß an der Wand, klein in der Tasche,
P fort, so mancher Brief mich trägt.
Wella Berg.

Homonym.

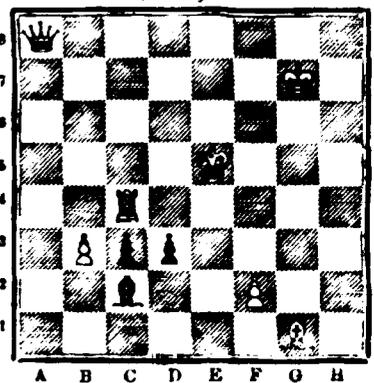
Ich weiß, daß jeder mich begehrt,
Ich habe ganz bestimmten Wert,
Besteht aus hundert Stücken.
Du findest mich dann an dem Tier,
Und in der Pflanze, glaube mir,
Wirkt du mich auch erblicken. —
Julius Falz.

Schachlösungen.

Nr. 79. D g 7—L 7 etc.
Nr. 80. S b 6—c 6 etc.

Problem Nr. 81.

Von B. Eiche in Stuttgart.
Schwarz.



WeiB.
Matt in 2 Zügen.

Auflösung des Silberrätsels in voriger Nummer:
Immer weiter, Gott hilft weiter.

Alle Rechte vorbehalten.

werden also z w e i m a l angefordert, und zwar: 1. (siehe sub a) Herstellung eines Zementkanals von der Via Ercole bis zum Prato grande — neuerdings 30.000, insgesamt also 60.000 Kronen. 2. Kanalisation der Admiralsstraße neuerdings 18.000 Kronen, insgesamt also, da für die sub b pro 1906 eingestellten Arbeiten 9000 Kronen verausgabt wurden, 27.000 Kronen. 3. Systemisierung der Via Monvidal (neu) 6000 Kronen. 4. Systemisierung der Via Promontore neuerdings 9000 Kronen, insgesamt also (siehe sub d) 18.000 Kronen. 5. Eröffnung der Via Defranceschi neuerdings 13.000 Kronen, insgesamt (siehe sub e) 26.000 Kronen. 6. Systemisierung des Verdriftplatzes (neu) 4000 Kronen. 7. Regulierung der Via Monte Castagner neuerdings 6100 Kronen, insgesamt also (siehe sub g) 12.200 Kronen. 8. Stiege nächst der Arena (sub h mit 12.000 Kronen pro 1906 ausgewiesen) neuerlich 18.000 Kronen. 9. Fortsetzung der Stiege in der Via al Monte (sub k pro 1906 sechs-tausend Kronen) neuerlich 7000 Kronen, also 13.000 Kronen insgesamt. Diese Beträge müssen doppelt, beziehungsweise ergänzt, wie dies geschehen, angeführt werden, denn da sie im Jahre 1906 verrechnet aber nicht verausgabt wurden, erscheinen sie durch die neuerliche Einstellung im Budget für das Jahr 1907 entsprechend erhöht. Nun aber kommt der Clou des ganzen: Mit Ausnahme der Arbeiten bezüglich der Arenastiege, die aber nur teilweise erledigt wurden, ist auch im Jahre 1907 nichts geschehen. Die Einnahmen zweier Jahre erscheinen also in wohlgeordneten Ausgabenposten vor uns als nützlich angewendet, in Wirklichkeit aber wurden nur die Gewege der Admiralsstraße reguliert, die Via Verubella erweitert und mit einer Abgrenzungsmauer versehen, das Terrain aufgehoben, statt daß die projektierte Stiege in der Via Stanovich gebaut worden wäre, eine Stiege in der Via Dignano hergestellt und statt der Stiege nächst der Arena geringfügige Planierungen vorgenommen.

Nun ist das Jahr 1908 gekommen, ohne daß die Versprechungen der Budgets der Jahre 1906 und 1907 erfüllt worden wären. Für irgend welche nützliche Zwecke muß aber das Geld doch verwendet worden sein? Keiner der Steuerträger Polas weiß jedoch, für was das infolge der Nichtausführung budgetär festgestellter Arbeiten ersparte Geld verausgabt wurde. Die Giunta, die nichts anderes ist als die Verwalterin ihr anvertrauter Steuergelder, sollte sich aus diesem Grunde eine Ehrenpflicht daraus machen, über jene Summen genaue Rechnung zu legen. Nicht vielleicht weil es Zweifler gibt, nein, die vernünftigen Bewohner dieser Stadt sind ja über alle Zweifel erhaben. Aber darum, weil ein jeder, der sein Geld zur Erhaltung der kommunalen Wirtschaft beisteuert, ein gesetzlich verbrieftes Recht besitzt, zu verlangen, daß die Verwalter des Volksvermögens genaue Rechnung legen über die Verwendung dieses Geldes...

Zur Errichtung eines deutschen Kindergartens.

Wir bringen hiermit die Errichtung eines deutschen Kindergartens in Erinnerung und bitten, dieses humane Unternehmen durch Spenden zu unterstützen.

Es wurde schon einmal erwähnt, daß mit der Errichtung eines deutschen Kindergartens vielen Familien, mögen sie diesen oder jenen Standesgruppen angehören, eine große Last abgenommen würde, denn die Lehrkräfte werden viel beschäftigte Mütter für mehrere Stunden des Tages von der manchemal zeitraubenden und mit Opfern aller Art verbundenen Beaufsichtigung der „kleinen Plagegeister“ befreien. Schließlich machen wir nochmals darauf aufmerksam, daß dieses seltene Jubiläumsjahr auf Wunsch des Kaisers im Zeichen des Kindes steht. In allen Kronländern der Monarchie wird zugunsten des Kindes eifrig die Werbetrömmel gerührt. Beherzigen wir denn das ausgegebene Beispiel und opfern eine Kleinigkeit für die Errichtung eines deutschen Kindergartens. Wenn sich schon niemand rührt in dieser Stadt, um in diesem Jahre etwas würdiges zu unternehmen, so wollen wir Deutsche ohne Unterschied des Standes beispielgebend vorangehen. Und etwas Besseres, als

die Errichtung eines deutschen Kindergartens, können wir überhaupt nicht fördern. — Spenden nimmt Herr Karl Forgo, Juwelier, Via Sergia Nr. 21, entgegen.

„Vorbestraft“.

Ueber dieses verhängnisvolle Wörtchen ist schon viel gesprochen und geschrieben worden. Mit der abgebuhten Strafe für ein begangenes Vergehen oder Verbrechen sollte nach ethischen Begriffen jeder weiteren Konsequenz die Lebensmöglichkeit benommen werden. Statt dessen aber zieht sich dieses mit Begriffen der Niedrigkeit behaftete Wort von Protokoll zu Protokoll, von einem Polizeiamt zum anderen, es beeinflusst unwillkürlich Zeugnisse und Handlungen. Will's der böse Zufall, daß einer, den man nicht für verfehmt gehalten, einmal als Zeuge in den dicht besetzten Gerichtssaal muß und halt ihm die bewußte Kardinalfrage entgegen, dann zieht es plötzlich von Mund zu Mund, als wäre etwas Schreckliches geschehen, als hätte die vermeintliche Durchschnittsmoral einen Schlag ins Genick erhalten: „Vorbestraft!“ Wer hätte das geahnt... Mit diesem Menschen haben wir verkehrt, wie mit einem Makellosen (dem vielleicht nur Zeit, Ort und Gelegenheitslosigkeit jenes bitterböse Attribut, diese Strafe für Lebensdauer ersparten!). Ist schon die Verfolgung durch dieses grausame Wort bei Verbrechen oder ehrlosen Vergehen verdammenswert, so ist sie umsomehr zu verabscheuen, wenn sie in der Form auftritt, in der sie jüngst durch das Novigneseer Kreisgericht zur Geltung kam. Ein hiesiger angesehener Geschäftsmann wurde — er weiß noch heute nicht recht, wieso er dazu kam — geklagt. In der gerichtlichen diesbezüglichen Verständigung heißt es nun auch: „vorbestraft“. Vorbestraft. Sonst nichts mehr. Nun rate einmal einer, dem dieses unhöfliche Papier, das keinen Herrentitel kennt, zufällig unter die Augen kommt, was der ehrsame Kaufmann eigentlich begangen? Hat er gestohlen, geraubt, jemanden gestochen oder ermordet, ist er pervers veranlagt, ein Lüstling, Sadist, oder hat er gar Konkurs gemacht und ist — in Istrien einer unter hundert — verurteilt worden? Nichts von alledem. Der Mann hat sich — wie das oft vorzukommen pflegt — einer gewerblichen Uebertretung schuldig gemacht, für die nicht er, sondern die Angestellten verantwortlich gemacht werden können, und wurde deshalb zu ein paar Kronen verurteilt. Deshalb ist er vorbestraft und wird mit Mördern und allerhand anderen jänsrigen Verächtern der Gesellschaftsmoral und menschlichen Ordnungssätze gemeinsam rubriziert. Gesezt den Fall: Dieser Mann kommt in einen vollbesetzten Gerichtssaal als Zeuge. Richter: Sind Sie vorbestraft? Zeuge: Ja, aber wegen... Richter: Das wird sich später zeigen! Zeuge: Aber, ich bin es doch meinem Kufe schuldig, zu erklären... Richter: Bitte, später; der Nächste! Vielleicht wird dann der Prozeß beendet, ohne daß der Zeuge noch einmal zu Worte kam. Er ist dann für die Öffentlichkeit — vorbestraft. Das wäre eine von den vielen Eventualitäten. — Solange das Wörtchen „Vorbestraft“ nicht ausschließlich für jene gilt, deren Unverbesserlichkeit zur Evidenz bewiesen ist und die deshalb — zum Schutze der Allgemeinheit — stigmatisiert werden müssen, solange sollte man zum mindesten jene damit verschonen, die wegen einer Bagatelle mit einigen Kronen Geldstrafe — wie sagt man doch in richterlichen Kreisen? — „belegt“ wurden zugunsten der Armen.

Büchertisch.

Seit Fritz Mauthner ist die Kritik der Sprache eines der wichtigsten und vielversprechendsten Thematata der modernen Literaturwissenschaft geworden. In Heft 12 von „Kritik der Kritik“, S. Schottlaenderschleifische Verlagsanstalt, Berlin W. 35, äußern sich nun zu dieser Frage, die von Julius Bab angeschnitten wurde, Fritz Mauthner selbst, sowie Gustav Landauer, Dr. Franz Blei, Prof. Dr. Max Herrmann, Rudolf Kury, Dr. Alfred Kerr, René Schidele, Leo Greiner, Kurt Singer, Dr. Richard Schaulal, Dr. Monty-Jacobs, Samuel Lublinski, Konrad Müller-Kaboth. Daran schließen sich die Beiträge: Elementarkritik von Dr. Franz Ludwig Hbrth. Gedanken zu einer Geschichte der Kritik von Dr. A. Coralniil und „Solger“ von Dr. Marie Joachimi-Dege.

Drahtnachrichten.

Kaiser Wilhelm.

Rorsfu, 26. April. (R.-B.) Zwischen Kaiser Wilhelm und dem Sultan fand ein in außerordentlich herzlichen Tone gehaltener Depeschwechsel statt.

Das englische Königspaar.

Kopenhagen, 26. April. Das englische Königspaar und die Prinzessin Viktoria sind gestern von Kalmö abgereist, um sich nach Kopenhagen zu begeben.

Campbell Bannermann †.

Paris, 26. April. (R.-B.) Ministerpräsident Clemenceau reiste heute nach England ab, um an dem Begräbnisse des ehemaligen englischen Premiers Campbell Bannermann teilzunehmen.

Marokko.

Tanger, 26. April. (R.-B.) Die Lage in Marokko ist so bedrohlich, daß außer dem Sohne des Kriegsministers dessen beide Töchter von Fez nach Tanger verkleidet und unter großen Entbehrungen flüchteten. Es verlautet gerüchweise, daß Kaisuli im Gebiete von Achmas erschossen worden sei. Im Gebiete von Achach fanden neuerliche Kämpfe statt.

Katastrophaler Wolkenbruch.

Kairo, 26. April. (R.-B.) Gestern ging über Kairo ein kolossaler Wolkenbruch nieder, der die Straßen und Plätze der Stadt überschwemmte. Die Straßenbahnen und Automobile haben den Verkehr eingestellt. In Wailly bei Marokko wurden siebzig Häuser vom Regen weggespült.

Schiffszusammenstoß.

London, 26. April. (R.-B.) Einer amtlichen Meldung zufolge ist der Kreuzer „Gladiator“ mit dem Dampfer „St. Paul“ zusammengestoßen. Bei dieser Gelegenheit sind vier Mann von der Besatzung des Kreuzers ums Leben gekommen. Acht Mann wurden mehr oder weniger schwer verletzt. Zwanzig bis dreißig Mann werden vermißt. Der Kreuzer „Gladiator“ ist so schwer havariert, daß er als Wrack zu betrachten ist.

Letzte Neuigkeiten.

Segelregatten des k. u. k. Jachtgeschwaders in Pola.

Die diesjährigen Wettfahrten des unter dem Protektorate S. M. des Kaisers stehenden k. u. k. Jachtgeschwaders werden in Pola in der Zeit von Samstag 16. bis Sonntag 24. Mai abgehalten werden. Es sind die nachbenannten Wettfahrten in Aussicht genommen:

Eine Wettfahrt für alle Jachten des k. u. k. Jachtgeschwaders vom N. W. 15 m abwärts und die beiden Einheitsklassen um den Ehrenpreis des Kaisers.

Zwei Wettfahrten (Handilaps) für Kreuzerjachten eines anerkannten Jachtclubs vom N. W. über 15 m. Preise: Kunstgegenstände im Gesamtwerte von beiläufig 1600 K.

Fünf Wettfahrten für Jachten eines anerkannten Jachtclubs vom N. W. über 10 bis 15 m, hievon zwei nur für in Oesterreich-Ungarn gebaute Jachten und ein Trostrennen. Preise: Kunstgegenstände im Gesamtwerte von beiläufig 2500 K, darunter ein Ehrenpreis S. k. u. k. Hoheit des

Herrn Erzherzog-Kommodore Karl Stephan und einer der Frau Baronin Lutteroth.

Vier Wettfahrten und ein Trostrennen für Jachten eines anerkannten Jachtclubs vom N. W. über 7 bis 9 m. Preise: Kunstgegenstände im Werte von beiläufig 1400 K, darunter ein Ehrenpreis des Grafen Karl Buquoy und einer des Herrn Dreher jun.

Fünf Wettfahrten und ein Trostrennen für die Einheitsklasse der A-Boote. Preise: Kunstgegenstände im Gesamtwerte von beiläufig 1800 K, darunter ein Ehrenpreis der Fürstin Hohenberg und einer der Baronin Reinelt.

Fünf Wettfahrten und ein Trostrennen für die Einheitsklasse der B-Boote. Preise: Kunstgegenstände im Gesamtwerte von beiläufig 1500 K, darunter ein Ehrenpreis der Erzherzogin Maria Josefa, einer des Grafen Hyronimus Colloredo-Mannsfeld und einer des Herrn Dreher junior.

Je eine Sonderwettfahrt für Barkassen, Rutter und Rettungskutter der k. u. k. Kriegsschiffe unter Segel. Preise: drei erste zu je 50 K, drei zweite zu je 30 K und drei dritte zu je 20 K.

Eine Sonderwettfahrt und Riemen für Boote der k. u. k. Eskader und Reserve-Eskader um den vom k. u. k. Jachtgeschwader gestifteten Wanderpokal und Geldpreise.

Zwei Sonderwettfahrten für in Oesterreich-Ungarn gebaute Jachten und Segelboote. Preise: Zwei erste zu je 200 K, zwei zweite zu je 100 K und zwei dritte zu je 50 K.

Die Montagsausgabe. Jene Abnehmer der Montagsausgabe, die eine oder die andere Nummer der „Beilage“ nicht erworben haben und wegen der Fortsetzung des überaus spannenden Romans „Schloß Falkenhorst“ besitzen wollen, mögen sich diesbezüglich an die Administration des Blattes, Buchdruckerei Jos. Krmpotic, Piazza Carli Nr. 1, wenden. Lie verlangten Exemplare werden gratis ausgefolgt.

Märchenvorlesungen im Hotel Belvedere. Heute finden im Saale des Hotel Belvedere die schon wiederholt angekündigten Märchenvorlesungen mit Lichtbildern statt. Ueber die Kunst Frau Milena Gnad's ist schon so viel Rühmliches berichtet worden, daß wohl nichts mehr hinzugefügt werden muß, um das Interesse zu erhöhen. Die Vorlesungen beginnen um 6 Uhr abends. Kartenvorverkauf in der Schrinner'schen Buchhandlung. — Es wird noch einmal darauf aufmerksam gemacht, daß die „Wissenschaftlichen Vorträge“ des Herrn Professors Klemens Aigner heute unterbleiben.

Von der Eskader. Aus Rorsfu wird vom 25. d. telegraphiert: Die österreichisch-ungarische Eskader ist hier eingetroffen. An Bord alles wohl. Beide Torpedofahrzeuge wurden nach Pola detachiert.

K. u. k. Kriegsmarine. Die Postabfertigung an S. M. S. „Taurus“ wird vom Postamt Triest I vom 28. d. bis einschließlich 11. Mai um 8 Uhr 30 M. abends täglich nach Galatz erfolgen. Nach dem 11. Mai wird die Post für das genannte Kriegsschiff wieder nach Konstantinopel geleitet werden.

Indienststellung S. M. S. „Lacroma“. Laut Marinekommandotelegramm ist S. M. S. „Lacroma“ Donnerstag, den 30. d. M. nachmittags in Dienst zu stellen. Zum Kommandanten S. M. S. „Lacroma“: Fregattenkapitän Franz Ritter v. Keil.

Kaiserjubiläumspapier in Kartons mit Kaiserbild

zu haben in Pola nur bei Josef Krmpotic, Zentrale Piazza Carli 1 und in der Filiale,
Via dell' Arsenale 13.